Die Stadt des Lebens

Isolde Kurz

Die Stadt des Lebens

Isolde Kurz

Die Stadt des Lebens

Isolde Kurz

Die Stadt des Lebens

Isolde Kurz

5478

Die Stadt des Lebens

BNQ
Kurz

Digitized by Google

1. Name Lorenzo
2. Sonst, Italian. Hist. ...
3. name (Simonetta)
4. name (Lorenzino)
5. name (Bianca)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Isolde Kurz

Gedichte. Vierte und fünfte Auflage. Mit Porträt
In Leinenband M. 4.—

Neue Gedichte Geheftet M. 2.50. In Leinenband M. 3.50

Florentiner Novellen. Dritte Auflage
Inhalt: Die Vermählung der Toten — Die Humanisten — Der heilige Sebastian — Anno Pestis
Geheftet M. 3.50. In Leinenband M. 4.50

Phantasieen und Märchen
Inhalt: Haschisch — Der geborgte Heiligenschein — Sternenmärchen — Die goldenen Träume — König Filz — Vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte
In Leinenband M. 3.—

Italienische Erzählungen
Inhalt: Schuster und Schneider — Mittagsgespenst — Pensa — Die Glücksnummern — Erreichtes Ziel — Ein Rätsel
In Leinenband M. 5.50

Unsere Carlotta. Erzählung
Geheftet M. 2.—. In Leinenband M. 3.—

Frutti di Mare. Zwei Erzählungen
Inhalt: Der kleine Schuh — Eine Räubergeschichte
Geheftet M. 2.—. In Leinenband M. 3.—

Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld
Drei Erzählungen Geheftet M. 4.—. In Leinenband M. 5.—

Lebensfluten. Novellen. Erste und zweite Auflage
Inhalt: Den Strom hinunter — Zenobia — Das bist du — Prinz Nika — Das Liebesidyll des Herrn Registrators — Mare — Wie der Pfarrer Matthesius den Verstand verlor — Lore — Schlafen Geheftet M. 3.—. In Leinenband M. 4.—

Die Stadt des Lebens
Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance.
Vierte Auflage. Mit 16 Abbildungen.
Inhalt: Lorenzo il Magnifico — Der mediceische Musenhof — Die Bella Simonetta — Der Brutus der Mediceer — Bianca Cappello Geheftet M. 5.—. In Leinenband M. 6.50

Edgar Kurz

Gedichte
Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz
Geheftet M. 1.50. In Leinenband M. 2.50

1. Cosimo de' Medici (Pater Patriae)
(Nach der zeitgenössischen Medaille)

Die Stadt des Lebens

Schilderungen
aus der Florentiniſchen Renaiſſance

von

Iſolde Kurz

Vierte Auflage

Mit 16 Abbildungen

MDCXL

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
345073B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1946 L

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Lorenzo Il Magnifico 1

Der mediceiſche Muſenhof 57

Die Bella Simonetta 111

Der Brutus der Mediceer 159

Bianca Cappello 227

Verzeichnis der Abbildungen

1. Coſimo de' Medici (Pater Patriae). Nach der zeitgenöſſiſchen Medaille . . . Als Titelbild

Zwiſchen Seite

2. Lorenzo de' Medici mit Francesco Saſſetti, Teilhaber des mediceiſchen Geſchäftshauſes. Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in der Capella Saſſetti in Santa Trinita zu Florenz 8. 9

3. Fra Girolamo Savonarola. Von Fra Bartolommeo 40. 41

4. Lorenzo de' Medici. Von Vaſari . . 48. 49

5. Medaille Lorenzos de' Medici. Von Niccolò Spinelli. Mit Revers, darſtellend Florentia im Schatten des Lorbeers . . 56. 57

6. Angelo Poliziano. Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in Santa Trinita 72. 73

7. Luigi Pulci und Matteo Franco. Zwei Porträts aus dem Ghirlandajo-Fresko von Santa Trinita 88. 89

8. Simonetta (?). Handzeichnung des Leonardo da Vinci 112. 113

9. Giuliano de' Medici. Aus der Anbetung der Könige von Botticelli 128. 129

Zwischen Seite

10. La Bella Simonetta. Von Botticelli (?). Aus dem Palazzo Pitti zu Florenz . . 144. 145
11. Simonetta. Aus dem Fresko des Ghirlandajo in der Capella Vespucci in Ognissanti zu Florenz 152. 153
12. Alessandro de' Medici. Von Angiolo Bronzino 168. 169
13. Cardinal Ippolito de' Medici. Von Tizian 184. 185
14. Cosimo I. de' Medici. Von Angiolo Bronzino 208. 209
15. Bianca Cappello. Von Angiolo Bronzino 240. 241
16. Bianca Cappello. Von Angiolo Bronzino 272. 273

Lorenzo Il Magnifico

Bisweilen gefällt es der Natur, ihre eigenen Grenzen zu erweitern und eine einzelne Persönlichkeit mit so überschwenglichen Gaben auszustatten, daß alle Kräfte ihres Zeitalters in ihr versammelt erscheinen. Einer dieser Hochbegünstigten war Lorenzo de' Medici, genannt il Magnifico. Beiläufig sei hier bemerkt, daß dieser Zuname erst von der Nachwelt auf Lorenzos Hochsinn, Prachtliebe und königliche Freigebigkeit bezogen wurde, ursprünglich war Magnifizenz die Anrede an das nicht gefürstete Staatsoberhaupt, die schon den Vorgängern Lorenzos zukam.

Es ist bekannt, aus welch bescheidenen Anfängen die Familie Medici zu ihrer beispiellosen Größe emporgestiegen ist. Sie waren bürgerlicher Abstammung, ursprünglich Aerzte und Apotheker, wie der Name besagt; die goldenen Kugeln (Palle) ihres Wappens, wonach ihre Anhänger die Pallesken hießen, werden als Arzneipillen gedeutet. Im Handel reich geworden, traten sie bei dem Emporkommen der unteren Klassen mit wachsen-

dem Ansehen und mit immer bedeutenderen persönlichen Zügen in den Vordergrund.

Goethes Wort, daß eine Familie nicht gleich das Vollkommene im Guten oder Bösen hervorbringt, sondern erst durch eine Reihe gesteigerter Persönlichkeiten hindurchgehen muß, um endlich „die Wonne" oder „das Entsetzen der Welt" zu erzeugen, bewährt sich nirgends so augenfällig, wie an dem Geschlechte der Medici.

Der Stammvater des Hauses, Giovanni di Averardo dei Medici, gemeinhin Giovanni di Bicci genannt, war noch völlig Privatmann, ein reicher Großhändler und Bankier, durch dessen Hände alle Geldgeschäfte Italiens gingen, vom größten Einfluß im Staate, ohne sich vorzudrängen, ein Freund des Volks, ein Vermittler und Wohltäter. Im großen Gang der Uffizien zu Florenz ist sein Bildnis aufgehängt: ein ernstes eckiges Bauerngesicht mit dem Ausdruck von Klugheit und zugleich von Redlichkeit. Hätte er in Bankos Zauberspiegel die Reihe seiner glorreichen Nachkommen vorüberziehen sehen, er würde die Fundamente, auf denen die künftige Größe des Hauses sich erheben sollte, nicht umsichtiger und dauerhafter haben ausmauern können. So sammelt die Arbeitsbiene aus Naturtrieb das Wachs und baut die Zelle für die König-

liche Puppe, deren Ausſchlüpfen ſie ſelbſt nicht mehr erleben ſoll. In dem warmen Intereſſe für die Fortſchritte der Kunſt, die er durch ſeine reichen Mittel unterſtützte, tritt ſchon der Familienzug hervor, der den unſterblichen Ruhm der Mediceer begründet hat.

In Coſimo wiederholen ſich die Eigenſchaften des Vaters, aber ins Großartige geſteigert und ſchon von dem bürgerlichen Hintergrunde abgelöſt. Er ſpann ein Netz von Banken über die ganze abendländiſche Welt, die er von Florenz aus mit der Sicherheit eines heutigen Börſenkönigs, dem der elektriſche Funke dienſtbar iſt, leitete. Durch Vorſchüſſe, die er nie zurückverlangte, machte er einen großen Teil ſeiner Mitbürger zu heimlichen Klienten der Medici. Die florentiniſchen Zuſtände waren derart, daß ein Mann von Coſimos Bedeutung ſeiner Exiſtenz nicht ſicher war, wenn er nicht die Hand am Steuer hatte. Coſimo brachte ſeine Anhänger in den Regierungspalaſt und ließ durch ſie Geſetze geben. Nach Sturz und Verbannung kehrte er noch mächtiger zurück, denn Florenz hatte eingeſehen, daß es ſeiner nicht mehr entraten konnte. Er wurde öffentlich mit dem Ehrentitel eines Pater patriae begrüßt und übte bis zu ſeinem Tode eine faſt unumſchränkte Gewalt. Doch

wahrte er sein Leben lang ängstlich den Schein des Privatmanns und vermied in seinem Auftreten alles, was das Gleichheitsgefühl seiner Mitbürger verletzen konnte. Von seinem ungeheuren Vermögen macht man sich einen Begriff, wenn man hört, daß Cosimo, als Venedig und Neapel gegen Florenz rüsteten, die feindlichen Staaten lahmlegte, indem er seine dort kursierenden Gelder zurückzog und so durch eine einfache merkantile Maßregel den Frieden erzwang.

Obgleich durch und durch Kaufmann und ganz in weitblickenden Unternehmungen lebend, hatte er doch die geistigen Güter als die höchsten erkannt und legte den Grund zu der berühmten mediceischen Kunst- und Bücherſammlung. Selber ungelehrt, fand er im Umgang mit Gelehrten und Künstlern seine glücklichsten Stunden. Durch Begründung der „Platonischen Akademie" gab er kräftigen Anstoß zur Belebung der klassischen Studien, die, Hand in Hand mit den Künsten gehend, dem ganzen Jahrhundert seine wundersame Doppelphysiognomie von Gelehrtentum und jugendfrischer Schöpferkraft aufgeprägt haben.

Cosimo stärkte jedes Talent und förderte jede Kunst, doch entsprach seiner gebietenden Persönlichkeit am meisten die Architektur, die Lieblingskunst der Herrscher, die sich vor allen anderen

im Raume behauptet und die den Triumph des Willens und Geiſtes über die Maſſe darſtellt. Mit Brunellesco und Michelozzo, den beiden großen Baumeiſtern ſeiner Tage, lebte er in naher perſönlicher Freundſchaft, und ein großer Teil der herrlichſten Bauten in und außerhalb Florenz iſt eine Schöpfung Coſimos; auch ins Ausland, bis Paris, ja bis Jeruſalem erſtreckte ſich ſeine Bauluſt. Der koloſſale Aufwand, den er dafür machte, erregte ſeines noch großartigeren Enkels Lorenzo ſtaunende Billigung.

Aber erſt in dieſem Enkel erſcheint die Abſicht der Natur erreicht und die Höhe erklommen.

Seine Vorgänger hatten ſich mit zähen Wurzeln in dem heimiſchen Boden feſtgeſaugt, nun kam Lorenzo und breitete tauſend Aeſte aus, auf denen ſich die ganze Frühlingspracht der Renaiſſance mit ihrem berauſchendſten Blumenduft und Vogelgeſchmetter entfalten konnte.

Er wurde am 1. Januar 1449 als Sohn des tüchtigen, aber durch körperliche Gebrechen hintangehaltenen Piero de' Medici und der geiſtvollen Lucrezia Tornabuoni geboren. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, die ihn zum Gebildetſten unter den damals hochgebildeten Herrſchern Italiens machte. Zugleich wurde er früh auf die Regentenlaufbahn vorbereitet und erwarb ſich

in den Geschäften des Hauses und des Staates den sicheren Weltblick und die praktische Erfahrung. Die Gefährlichkeit des Lebens und die hohe Verantwortung, zu der jene außerordentlichen Menschen herangezogen wurden, kürzten die Kindheit ab, und so ist es nicht auffallend, daß Lorenzo schon mit siebzehn Jahren als Abgesandter seines Vaters beim Papste und anderen Souveränen die Interessen der Republik vertrat.

Auch an körperlichen Vorzügen fehlte es ihm nicht ganz. Er war über Mittelgröße, geschmeidig und kräftig, in den Waffen gewandt, ein ausgezeichneter Reiter und geschickter Jäger. Dagegen hatte er eine unschöne Gesichtsbildung und auffallend dunkle Hautfarbe, welch letztere indes kaum für einen Fehler galt; sagt er doch selbst in seinem Corinto: un uom che non è brun che vale? Auch über die Kurzsichtigkeit, die Leo X. von ihm erbte, wußte er sich zu trösten, wenigstens trumpfte er den sienesischen Gesandten, der ihm gegenüber bedauerte, daß die florentinische Luft den Augen schade, durch die Antwort ab, daß sie dennoch der sienesischen vorzuziehen sei, weil diese das Hirn schwäche. Seine Bildnisse werden ihm zum größten Teile nicht gerecht, nur ein in der Kirche Santa Trinita befindliches Fresko von Domenico Ghirlandajo gibt den Zauber wieder,

2. Lorenzo de' Medici mit Francesco Saſſetti,
Teilhaber des mediceiſchen Geſchäftshauſes
Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in der Capella Saſſetti in Santa Trinita zu Florenz
(A. Warburg: Bildniskunſt und florentiniſches Bürgertum)

den nach dem Zeugnis aller, die ihn kannten, Lorenzos unmittelbare Gegenwart ausströmte. Auf diesem Bilde ist die charakteristische geistreiche Häßlichkeit seines Gesichts von solcher Majestät und geistigen Anmut durchleuchtet, daß selbst die Versicherung eines seiner Dichtergenossen: bello è Lorenzo nicht mehr als absurde Schmeichelei erscheint. Ohnehin wurde durch die damalige Erziehung, die der äußeren Erscheinung so vorteilhaft war, jeder Vorzug gehoben und jeder Mangel gemildert.

Nach dem Tode Pieros trat er als Einundzwanzigjähriger die Regierung an, ohne fürstliche Auszeichnung, doch als geborener Fürst und Herrscher. Wer auf seine Jugend gerechnet hatte, um durch ihn zu regieren, sah sich in der Erwartung getäuscht, denn Lorenzo nahm die Zügel fest in eigene Hände. Schon bei Pieros Lebzeiten hatte er Proben seiner Entschlossenheit gegeben, als er einen Handstreich der Gegenpartei, die auf den Untergang seiner Familie abzielte, durch rasches Eingreifen vereitelte. Unähnlich seinem Vater und Großvater, die sich vor allem bestrebt hatten, den Neid zu entwaffnen, trat er überall mit seiner Person in den Vordergrund, und während er dem Namen nach nur der erste Bürger von Florenz war, verkehrte er

auf gleichem Fuße mit den Potentaten Europas. Die fremden Fürstlichkeiten, die er als seine Gäste empfing, staunten über den Luxus edelster Art, über die unermeßlichen Schätze an Statuen, Gemälden, Vasen, Gemmen, Mosaiken, Miniaturen, Manuskripten, den Resten antiker Kunst, durch viele Jahre mit ungeheuren Kosten gesammelt, und den Werken der großen zeitgenössischen Meister, mit denen der mediceische Palast in der Via larga (heutigen Via Cavour) angefüllt war. Daneben schmeichelte er dem Schönheits- und Prachtsinn seiner Mitbürger durch Feste, Turniere und öffentliche Schaustellungen, deren Schilderungen wie die Märchen aus Tausend und Einer Nacht anmuten.

Neben ihm stand Giuliano, sein um fünf Jahre jüngerer Bruder, mit dem ihn herzliche Neigung verband und der, wenn er sich an Vielseitigkeit der Begabung nicht mit Lorenzo messen konnte, ihn dagegen an Glanz der Erscheinung und an körperlichen Fertigkeiten übertraf. Was in Florenz durch Bildung und Geist, was durch Rang und Reichtum glänzte, sammelte sich um das mediceische Brüderpaar als um den natürlichen Mittelpunkt. Ohne die alten republikanischen Formen anzutasten, nur durch leise Umgestaltung im Innern zog Lorenzo die verwickelten Fäden

der Verwaltung in wenige ihm ganz ergebene Hände zusammen und machte das ganze Staatsleben von seiner Person abhängig.

Solche Machtstellung, wie sie nie ein florentinischer Bürger besessen hatte, erregte Groll und Neid. Man beschuldigte ihn, daß er der Tyrannis zustrebe; schon seine Heirat mit der Römerin Clarice Orsini aus dem mächtigen Baronengeschlecht hatte Anstoß gegeben. Lorenzo mußte sich vorsehen, und indem er sich auf die niederen Klassen stützte, drückte er die großen Geschlechter, von denen ihm Gefahr drohte, zur völligen Einflußlosigkeit herab. Seine Anhänger überhäufte er mit Wohltaten und Auszeichnungen, indem er zugleich dafür sorgte, daß ihm keiner über den Kopf wuchs. Den Ehrgeiz demütigte er durch geflissentliche Zurücksetzung und steigerte so die Unzufriedenheit, die in ihrem Schoß eine furchtbare Katastrophe zeitigte.

Unter den reichen Familien, die von alters her mit den Medici an Macht und Ansehen rivalisierten, war die der Pazzi eine der hervorragendsten. Der alte Menschenkenner Cosimo hatte den drohenden Konflikt vorausgesehen und ihn zu verhüten gesucht, indem er seine Enkelin Bianca, Lorenzos Schwester, mit Guglielmo de' Pazzi vermählte. Aber dieses Band war nicht

ſtark genug, die Intereſſen der beiden Familien feſt zu verknüpfen. Lorenzo verkehrte zwar mit Guglielmo und deſſen Brüdern ganz auf verwandtſchaftlichem Fuße, aber er gönnte ihnen keinen Anteil an den Staatsgeſchäften, zu denen ſich jeder vornehme Florentiner durch die Geburt berufen glaubte. Die Pazzi zahlten ihm mit gleicher Münze zurück und durchkreuzten, wo ſie konnten, ſeine politiſchen Pläne. Vergeblich redete Giuliano, der die rechtlichere und verſöhnlichere Gemütsart des Vaters geerbt hatte, zum Guten, Lorenzo goß nur Oel ins Feuer, indem er ein ungerechtes Erbſchaftsgeſetz durchgehen ließ, das die Pazzi um ein großes ihnen zufallendes Vermögen verkürzte.

Guglielmos Bruder, der ehrgeizige und heißblütige Francesco de' Pazzi, hielt ſich infolge dieſer ihm unleidlichen Verhältniſſe von der Vaterſtadt ferne und trat in Rom, wo er das große Zweiggeſchäft der pazzi'ſchen Bank leitete, in nahe Beziehungen zu dem päpſtlichen Nepoten, dem Grafen Riario. Dieſer, durch den Papſt mit den Herrſchaften von Imola und Forli beſchenkt, hegte ſeit langem Grenzerweiterungsgelüſte, ſah ſich aber durch Lorenzos politiſches Gleichgewichtsſyſtem auf allen Seiten im Schach gehalten. Deshalb ſann er darauf, die Herrſchaft der

Medici in Florenz zu stürzen, und fand an Francesco de' Pazzi einen willigen Helfer. Ihnen schloß sich ein anderer erbitterter Gegner Lorenzos an, Francesco Salviati, der vom Papste gegen den Willen der Florentiner zum Erzbischof von Pisa ernannt, aber von diesen drei Jahre lang an der Ausübung seines Amtes verhindert worden war. Auch er saß grollend in Rom und wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich an Lorenzo, in dem er die Verkörperung der florentinischen Politik erblickte, zu rächen.

Zunächst galt es, sich der Zustimmung des Papstes zu dem Attentat zu versichern. Dem turbulenten Sixtus IV., der immer bemüht war, aus den kleinen schutzlosen Staaten der Romagna unabhängige Fürstentümer für seine Nepoten zurechtzuschneiden, konnte ein Nachbar wie Lorenzo nicht behagen, dessen Vorsicht ihm allenthalben Riegel vorschob. Persönliche Zerwürfnisse waren noch in den letzten Jahren hinzugetreten und hatten den Papst, der anfangs ein Gönner der Medici gewesen, so gegen Lorenzo in Harnisch gebracht, daß Graf Riario leichtes Spiel mit ihm hatte. Augenscheinlich hoffte man nach Beseitigung Lorenzos sich vermittelst der Pazzi der florentinischen Republik zu bemächtigen und von da aus halb Italien zu unterwerfen. König Ferrante von

Neapel scheint gleichfalls um den Plan gewußt zu haben und hätte vermutlich, falls er gelang, die andere Hälfte Italiens an sich gerissen.

Der Hauptmann Giovanbattista da Montesecco, päpstlicher Kondottiere und dem Grafen völlig ergeben, wurde ins Vertrauen gezogen und ihm die Ausführung des Handstreichs übertragen. Dieser, ein ruhiger und wohlgesinnter Mann, erhob Bedenken, aber Graf Riario wußte ihm Lorenzo als einen gefährlichen Feind des Papsttums hinzustellen, durch dessen Ränke er selbst an Besitz und Leben bedroht sei. Francesco de' Pazzi und der Erzbischof versicherten ihm überdies, das Regiment der Medici sei in Florenz verhaßt und ihr eigener Anhang dort so mächtig, daß die ganze Stadt mit Jubel beistimmen werde, wenn der Streich gefallen sei.

Um das Gewissen des Bedenklichen vollends zu beschwichtigen, führten ihn der Graf und der Erzbischof zu den Füßen des heiligen Vaters, und nun spielte sich im Vatikan eine Szene ab, bei der das Haupt der Christenheit eine sehr fragwürdige Rolle spielte. Der Papst wollte die Vollstreckung der Tat, wünschte aber zugleich den Schein zu retten. Deshalb forderte er zwar von dem Hauptmann die Beseitigung der Brüder Medici, stellte aber zugleich im Hinweis auf sein heiliges Amt

die Bedingung, daß kein Blut vergoſſen werden dürfe, und als man ihm entgegenhielt, daß das eine nicht ohne das andere möglich ſei, fuhr er zornig auf und wiederholte nur immer den Befehl zuſamt der Klauſel, ſo den Vollſtreckern die Verantwortung für den Ausgang überlaſſend. Die Verſchworenen, die den Wink verſtanden, verſprachen ihr Beſtes zu tun und nahmen das Steuer nun in eigene Hände.

Daß Lorenzo nicht der Mann war, ſich lebend die Gewalt entreißen zu laſſen, lag auf der Hand, und ſein Tod war ſonach von Anfang an eine beſchloſſene Sache. Aber auch in dem jüngeren Bruder, ſo ſehr er freiwillig hinter Lorenzo zurücktrat, lebte der ſtarke Geiſt ſeines Hauſes, außerdem war er beſonders beliebt, und man durfte erwarten, daß bei Lorenzos Tode das Volk ſich alsbald um Giuliano als ſeinen Erben und Nachfolger ſcharen würde. Alſo kamen die Verſchworenen beim Fortgang ihrer Beratungen zu dem Schluß, daß auch Giuliano fallen müſſe.

Die Brüder zu treffen, ſchien ihnen nicht ſchwer, da beide gewohnt waren, unbegleitet und arglos unter ihren Mitbürgern umherzugehen. Aber der zu erwartende Aufruhr im Volke machte militäriſche Unterſtützung nötig, deshalb ſollte Monteſecco nebſt zwei anderen päpſtlichen Kon-

dottieren eine ansehnliche Truppenmacht an den Grenzen der Romagna zusammenziehen, um auf den ersten Wink Florenz von drei Seiten überfallen zu können.

Diese Bewegungen zu maskieren und die militärischen Dispositionen in der Stadt vorzubereiten, begab sich Montesecco im April des Jahres 1478 nach Florenz. Ein Auftrag des Grafen führte ihn in die persönliche Gegenwart Lorenzos, mit dem er auf dessen Villa Cafaggiolo über einen simulierten Kriegszug in der Romagna unterhandeln sollte. Der wahre Zweck war, Ort und Persönlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Lorenzo, der sonst so Scharfblickende, ließ sich völlig täuschen, und mit einer Courtoisie, die den Abgesandten überraschte, stellte er aufs entgegenkommendste dem Grafen Riario seine Dienste zur Verfügung. Montesecco konnte in dem Manne, der ihn so wohlwollend empfing, den feindseligen Ränkeschmied, der ihm geschildert worden war, nicht erkennen, und Lorenzos leutselige Umgangsformen, sein persönlicher Zauber, dem sich niemand entzog, machten einen so tiefen Eindruck auf den ehrlichen Kriegsmann, daß er fortan, wie es scheint, nur noch mit halbem Herzen bei der Sache war und ungern die weitere Verständigung unter den Verschworenen vermittelte.

Gleichzeitig war Francesco de' Pazzi nach Florenz gereist, um seinen Oheim Messer Jacopo, das Haupt der Familie, für den Plan zu gewinnen. Der alte Herr hatte sich anfangs entschieden ablehnend verhalten und sträubte sich auch jetzt noch lange; erst als ihm durch Montesecco bestätigt wurde, daß der Papst selber hinter der Verschwörung stand, stieg auch ihm der Taumel zu Kopfe, und er ließ sich in einen Anschlag verstricken, in dem für seine grauen Haare wenig Ehre zu holen war. Sein Beitritt zog den Rest der Familie Pazzi mit dem ganzen Anhang nach, ausgenommen Renato de' Pazzi, einen stillen Gelehrten, der das Attentat mißbilligte, und Guglielmo, Lorenzos Schwager, der gar nicht eingeweiht wurde.

Mittlerweile tauschte Graf Riario mit Lorenzo freundschaftliche Briefe und suchte ihn durch die Aussicht auf eine Versöhnung mit dem Papste nach Rom zu locken. Dort hätte er leichter mit ihm aufgeräumt, und die Mitverschworenen hätten freie Hand bekommen, sich in Florenz Giulianos zu entledigen. Aber Lorenzo zögerte zu kommen, und im nutzlosen Warten verstrich die Zeit. Schon wurde der Papst ungeduldig und klagte, sich mit eitlen Schwätzern eingelassen zu haben. Lange durfte nicht mehr zugesehen werden, denn

die Verschwörung hatte unterdessen eine so große Ausdehnung angenommen, daß das Geheimnis nicht mehr sicher war, und ebensowenig konnte man erwarten, daß sich Lorenzo auf die Länge über die Rüstungen an der Grenze werde Sand in die Augen streuen lassen.

Endlich schien die Gelegenheit günstig. Der Papst hatte einem sechzehnjährigen Neffen des Grafen Riario, der in Pisa studierte, den Purpur verliehen. Diesen, der den Befehl hatte, sich ganz von dem Erzbischof leiten zu lassen, holten die Verschworenen pomphaft nach Florenz und quartierten ihn in Messer Jacopos Landsitz auf Montughi, einem vor der Stadt gelegenen Hügel, ein. In seinem glänzenden Gefolge konnten sie ihre Leute und ihre Anstalten bergen; außerdem mußte der Gast, der als Kardinal und als päpstlicher Nepote Anspruch auf Beachtung hatte, den Verkehr mit dem Hause Medici vermitteln.

Die Brüder luden ihn gleich zu einem festlichen Empfang auf ihre Villa bei Fiesole, und dort sollte der Verabredung gemäß der Streich fallen, aber Giuliano, durch Unwohlsein verhindert, hielt sich ferne. So fiel der Anschlag ins Wasser, denn die Verschworenen wagten nicht, die Brüder gesondert anzugreifen, sie glaubten

nur ſicher zu gehen, wenn ſie beide an einem Ort und in einer Stunde treffen konnten.

Nun wurde der 26. April als der Sonntag vor dem Himmelfahrtsfeſt zur Ausführung anberaumt. Der Kardinal, ein willenloſes Werkzeug, mußte den Brüdern ankündigen, daß er ſie an dieſem Tage in der Stadt beſuchen und im Dom die Meſſe hören werde.

Im Palazzo Medici wurde zu einem großen Feſtmahl gerüſtet, das die glänzendſte Geſellſchaft von Florenz vereinigen ſollte. Diesmal hofften die Verſchwörer beſtimmt, ſich beider Brüder auf einmal zu verſichern, und demgemäß wurden die Rollen ausgeteilt: Monteſecco ſollte den Streich gegen Lorenzo führen, der kräftigere Giuliano wurde Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini, einem ruinierten Lebemann, der ſich mit Leib und Seele den Pazzi verſchworen hatte, zugeteilt, während der Erzbiſchof den Regierungspalaſt mit Bewaffneten überfallen und Jacopo de' Pazzi mit den Seinigen durch die Straßen ſprengen ſollte, um das Volk zur Freiheit aufzurufen.

Aber es war, als ob ein Vorgefühl den argloſen Giuliano in dieſen Tagen begleite. Als alles zum Schlage bereit war, ließ er ſein Erſcheinen bei Tafel abſagen mit der Entſchuldigung, daß er unpäßlich ſei; in der

Kirche jedoch beim Hochamt hoffe er nicht zu fehlen.

Die Nachricht, die Francesco am Vorabend den Verschworenen überbrachte, änderte abermals den ganzen Plan. Man saß noch tief in der Nacht beisammen und ratschlagte. Statt beim Gastmahl sollten die Brüder nun in der Kirche fallen, und der hochheilige Moment der Wandlung*) wurde zum Signal gewählt. Diesen Anlaß ergriff Montesecco, um sich zurückzuziehen: er war, seit er Lorenzo persönlich kennen gelernt hatte, ohnehin nur noch mit halbem Herzen bei der Sache; als er nun zum Verrat noch die Tempelschändung fügen sollte, ward ihm des Greuels zuviel, und er verweigerte seinen Arm. Zwei Priester traten an seine Stelle: Antonio Maffei aus Volterra und Stefano da Bagnona, der letztere ein Hauslehrer der Pazzi. Diese waren der Kirchenluft gewohnt und „deshalb", wie die alten Berichte sagen, „ohne Scheu vor dem Heiligen", aber sie hatten keine Uebung im Waffenhandwerk, und der Rollenwechsel kam den Verschworenen teuer zu stehen.

Schon hatte Lorenzo den Kardinal an seinen Platz im Chor der Kirche unter der Kuppel Brunellescos geleitet, und das Hochamt begann,

*) Siehe Anmerkung auf S. 21—22.

als die Mörder sich nach Giuliano umsahen. Abermals scheint den Unglücklichen sein guter Genius gewarnt zu haben: er war auch von der Messe weggeblieben. Da machten Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini sich nach dem Palazzo Medici auf, um ihn zu holen. Unter freundschaftlich-dringlichen Bitten und Neckereien nahmen sie ihn in ihre Mitte und unterhielten ihn eifrig den ganzen Weg. Francesco, die Rechte der Verwandtschaft benützend, umschlang ihn mit den Armen, um zu untersuchen, ob er keinen Panzer unter dem Wams trage. Giuliano, der sich noch immer unpäßlich fühlte, war gänzlich unbewehrt, selbst den Dolch, den er sonst bei sich zu tragen pflegte, hatte er zu Hause gelassen, so fern lag ihm der Gedanke an Gefahr.

Beide Brüder standen getrennt in der menschenüberfüllten, musikdurchrauschten Kirche; in dem Gedränge konnten die Mörder sich dicht an ihrer Seite halten. Das Glöcklein klingelte, der Priester erhob den Kelch*), die Medici mit allem

*) Diese Darstellung rührt von Angelo Poliziano, dem glühenden Verehrer der Medici, der selber zugegen war, her; nach anderen unberühmten Augenzeugen wäre der Streich erst am Schluß der Messe bei den Worten Ite, missa est gefallen. Die Behauptung ist nicht völlig abzuweisen, daß pallesker Uebereifer die

Volke beugten sich tief, da fuhr Bernardo Bandinis Schwert Giuliano in die Brust. Der Getroffene machte noch einen Schritt und stürzte dann zu Boden. Nun versetzte Francesco de' Pazzi dem Gefallenen Stoß auf Stoß mit solcher Wut, daß er sich selbst mit dem Dolche tief in den Schenkel traf.

Gleichzeitig wehrte sich Lorenzo gegen die beiden Priester, die dem Blutgeschäfte nicht gewachsen waren. Antonio Maffei hatte ihn mit der einen Hand an der Schulter gefaßt, um mit der anderen sicher zu treffen, als Lorenzo blitzschnell auffahrend seinen Mantel abriß, womit er den linken Arm umwand und die Stöße parierte, während er mit der Rechten den Dolch schwang. So schlug er sich durch seine Angreifer durch und suchte am Altar vorbei durch den Chor die Neue Sakristei zu erreichen. Da sah ihn Bandini, und mit dem Schwert, das noch vom Blut Giulianos troff, wollte er sich auf Lorenzo stürzen, aber Francesco Nori, ein Freund der Medici, sprang dazwischen und empfing statt seiner den tödlichen Streich. Unterdessen wurde Lorenzo von seinen

Sache der Pazzi noch habe schwärzen wollen durch den Vorwurf, im feierlichsten Augenblick angesichts des Allerheiligsten den wehrlos ins Gebet Versunkenen getroffen zu haben.

Freunden umringt und in die Sakriſtei geriſſen. Der Dichter Angelo Poliziano ſchlug die feſte bronzene Türe vor den Verfolgern zu, die, von Piero de' Medici einſt geſtiftet, jetzt dem Sohn das Leben rettete. Lorenzo blutete aus einer leichten Halswunde, die von einem der Anweſenden aus Furcht, daß ſie vergiftet ſei, ausgeſogen wurde.

Ein ungeheurer Lärm füllte das Gotteshaus, man ſah Bewaffnete dahin und dorthin rennen, aber nur die Zunächſtſtehenden wußten, was geſchehen war. Draußen glaubte man, Brunelleſcos Rieſenkuppel wanke. Innen war alles Geſchrei und Verwirrung, die Verſchworenen flohen, Guglielmo de' Pazzi verſicherte laut jammernd, daß er unſchuldig ſei, der Kardinal Riario klammerte ſich leichenfahl am Altare feſt und konnte nur mit Mühe von den Prieſtern nach der Alten Sakriſtei geflüchtet werden; er ſoll nach jenem Schreckenstag nie wieder die natürliche Geſichtsfarbe zurückerhalten haben.

Sobald aber die Bluttat bekannt wurde, griff die ganze Stadt zu den Waffen, die Freunde der Medici drangen geſchloſſen in die Kirche und holten Lorenzo aus der Sakriſtei nach ſeiner Wohnung. Erſt dort erfuhr er ſeines Bruders Tod; man hatte ihn in einem weiten Bogen

an dem blutüberſtrömten Leichnam vorbeigeführt.

Unterdeſſen war auch die zweite Hälfte des frevleriſchen Anſchlags geſcheitert.

Der Erzbiſchof hatte ſich unter der Domtüre von Lorenzo verabſchiedet und war dann mit einer ſtarken Begleitung nach dem Regierungspalaſt geeilt, wo die Signoria eben bei der Tafel ſaß. Einen Teil ſeiner Leute ließ er unten, mit der Weiſung, beim erſten Lärm das Tor zu beſetzen, die anderen nahm er mit in den Palaſt und hieß ſie in einem Nebengelaß warten, während er ſelbſt zu der geforderten Unterredung bei dem Gonfaloniere eingeführt wurde. Aber die Aufregung und das ſeltſame Betragen des Biſchofs, der etwas Verwirrtes von einem päpſtlichen Auftrag an die Signoria daher redete und dabei unruhig nach der Tür blickte, als ob er jemand erwartete, machten den Gonfaloniere ſtutzig. Er eilte raſch zum Ausgang, da ſtieß er auf einen der Verſchworenen, der eben herein wollte, warf dieſen an den Haaren zu Boden und rief die Wache zuſammen. Die im Nebenzimmer verſteckten Begleiter wollten herausbrechen, allein ſie ſaßen in einer Falle feſt, denn die Tür, die hinter ihnen zugeſchlagen war, hatte ein Geheimſchloß, das nur die Beamten zu öffnen verſtanden. Sie wur-

den samt dem Erzbischof, der zu entfliehen versuchte, festgenommen, und da die außen stationierte Mannschaft in den Palast eindrang, verteidigte die Signoria das obere Stockwerk mit Steinen und was ihnen zur Hand kam; selbst das Küchengeschirr mußte als Waffe dienen.

Francesco de' Pazzi hatte sich mit seiner schweren selbst geschlagenen Wunde nach Hause geschleppt und versuchte noch, zu Pferde zu steigen, um den Aufruhr in der Stadt zu leiten. Doch er war so erschöpft vom Blutverlust, daß er sich entkleidet aufs Bett werfen mußte. Statt seiner eilte der alte Messer Jacopo mit etwa hundert Mann auf die Piazza, um dem Erzbischof zu Hilfe zu kommen. Aber die Sache der Pazzi war schon verloren. Als er das Volk zur Befreiung von der mediceischen Herrschaft aufrufen wollte, wurde er mit Steinwürfen und mit dem Ruf: Palle! Palle! Nieder mit den Verrätern! empfangen. In allen Straßen rottete sich die Menge zusammen; das kleine Häuflein, das den Palast berannte, mußte weichen, und viele wurden auf der Flucht erschlagen.

Jetzt erfuhr die Signoria Giulianos Tod und Lorenzos Verwundung, und nun gab es auch drinnen keine Schonung mehr. Man hieb die Gefangenen und wessen man sonst von den

Eindringlingen habhaft wurde, nieder oder stürzte sie durch die Fenster auf die Piazza hinab. Der Erzbischof mit seinem Bruder und anderen Häuptern der Verschwörung wurde an den hohen Fenstern des Palastes aufgeknüpft; man ließ ihm nicht einmal Zeit, sich des geistlichen Ornats zu entkleiden. Gleichzeitig erlitt Francesco de' Pazzi, den man nackt aus dem Bette gerissen und unter dem Wutgeschrei des Volks nach dem Palast geführt hatte, an der Seite des Erzbischofs dieselbe Strafe. Auf alle Schmähungen, mit denen er überhäuft wurde, antwortete er nur durch finstere Blicke und tiefe Seufzer, und der wilde Trotz verließ ihn auch im Tode nicht. Von dem Erzbischof wird erzählt, daß er im Augenblick des Sterbens sich wütend mit den Zähnen in Francescos nackte Brust verbissen habe.

Draußen hatte unterdessen die Volksjustiz ihr grausiges Werk begonnen. Man sah zerstückte menschliche Glieder durch die Straßen schleifen, die beiden Priester, die Lorenzo angegriffen hatten, wurden von der Menge aus ihrem Klosterversteck herausgezerrt, verstümmelt und getötet, auch die Personen aus dem Gefolge des Kardinals mußten bluten, dieser selbst saß gefangen im Regierungspalast und dankte nur der Verwendung Lorenzos das Leben. Die wildeste Jagd galt den Gliedern

des Hauſes Pazzi. Der alte Jacopo wurde auf der Flucht in den Caſentiner Bergen von den Bauern feſtgenommen, denn die Kunde von den Vorgängen in Florenz war ſchon bis dorthin gedrungen, und trotz eines hohen Lohnes, den er ihnen anbot, damit ſie ihn unterwegs töteten, ſchleppten ſie ihn ſchmachvoll nach der Stadt, wo er das Los ſeines Neffen teilte. Er hatte übrigens ſein tragiſches Ende geahnt und noch am Samstag, der jenem blutigen Sonntag voranging, alle ſeine Schulden bezahlt, auch was er an fremden Waren zu Hauſe und auf dem Zollamt liegen hatte, mit auffallender Geſchwindigkeit den Eigentümern zugeſtellt, um keine Unbeteiligten in ſeinen Ruin zu verwickeln. Die ſcheußlichen Beſchimpfungen, die noch Wochen ſpäter dem wieder ausgegrabenen Leichnam des Unſeligen von der vertierten Menge zugefügt wurden, gehören zu den widerlichſten Flecken, mit denen das florentiniſche Volk ſich in jenen Schreckenstagen beſchmutzt hat. Der völlig ſchuldloſe Renato ward gleichfalls aufgegriffen und büßte mit dem Tode, daß er Pazzi hieß. Mehrere Tage dauerte das Würgen, bei dem gegen achtzig Perſonen ihr Leben verloren. Nur Guglielmo konnte ſich mit Hilfe ſeiner Gattin in Lorenzos eigenem Hauſe bergen.

Gleich nach dem Attentat strömte das Volk unter dem Palazzo Medici zusammen, ein blutiges Haupt auf einer Pike tragend, und verlangte den Geretteten zu sehen. Lorenzo erschien, den Hals von einer Binde umwickelt, und wurde mit stürmischem Zuruf begrüßt. Er dankte dem Volke, daß es sich zum Schutz um ihn geschart habe, und bat dringend um Mäßigung. Die tobenden Freunde, sagte er, flößten ihm mehr Besorgnis ein, als selbst die Tücke seiner Feinde; er beschwöre sie, der guten Sache nicht durch Ausschreitungen zu schaden, sondern ihren Zorn für die äußeren Gegner aufzusparen und die Bestrafung der schuldigen Mitbürger den Gerichten zu überlassen. Diese Anrede, seine wunderbare Rettung, die klüglich bewiesene Mäßigung, das alles wirkte so unbedingt und mächtig, daß die gesamte Bürgerschaft mit Gut und Blut sich ihm zu eigen schwur, und Lorenzo durfte sich sagen, daß der Schlag, der ihn vernichten sollte, ihm vielmehr den Weg zur unbeschränkten Herrschaft geebnet hatte.

Als die Volkswut beschwichtigt war, fuhren die Gerichte fort, ihn seiner Feinde zu entledigen. Keine Stimme erhob sich um Gnade, denn der versöhnliche Giuliano war gefallen, und Lorenzo der ihn zu rächen hatte, ließ der Justiz ihren Lauf.

Was vom Hause Pazzi noch übrig war, wurde eingekerkert oder verbannt, auch Guglielmo, Lorenzos Schwager, inbegriffen, ihre Vorrechte, ihre Wappen, ihr Name selber sollte verschwinden. Montesecco wurde nach einem umfassenden Geständnis, das den Papst schwer kompromittierte, enthauptet. Nur Bernardo Bandini, Giulianos Mörder, hatte sich zu verbergen gewußt und war glücklich nach Konstantinopel entkommen, aber der Sultan, um Lorenzo zu ehren, sandte ihn in Ketten nach Florenz zurück, wo er noch ein Jahr später öffentlich in seinen Türkenkleidern hingerichtet wurde. Damals befand sich auch der jugendliche Leonardo unter den Zuschauern, denn eine Bleistiftzeichnung von seiner Hand hat den schaurigen Anblick festgehalten: es zeigt den Gehenkten in seiner phantastischen morgenländischen Tracht, deren Farben mit winziger Schrift am Rande des Blattes notiert sind. — Zum ewigen Gedächtnis der Schreckenstage ließ man alle Teilnehmer der Verschwörung mit dem Strick um den Hals auf die Außenmauern des Palazzo del Podestà (des heutigen Nationalmuseums) malen, als Hochverräter mit dem Kopf nach unten. Botticelli, der Schöpfer der holden Primavera, tat diesen künstlerischen Henkersdienst.

Andere Künstler eiferten, den Geretteten zu

feiern. Lebensgroße, sprechend ähnliche Wachsbildnisse von Lorenzo, zu denen Verrocchio die Zeichnung gemacht hatte, wurden in Kirchen aufgestellt; das in der Santissima Annunziata trug die Kleider, in denen Lorenzo verwundet worden war. Antonio Pollajuolo schlug eine noch vorhandene Medaille mit den Köpfen der Brüder Medici, deren eine Seite die Rettung Lorenzos, die andere den Tod Giulianos vor dem Chor der Kirche — mit den Umschriften Salus publica und Luctus publicus — darstellt. Angelo Poliziano öffnete den liedersüßen Mund und ergoß in lateinischen Epigrammen einen Strom wohllautender Schmähungen über die Besiegten.

Vier Tage nach dem blutigen Ereignis wurde Giuliano mit neunzehn Wunden zu Grabe getragen. Das Leid um ihn war aufrichtig und allgemein; die florentinische Jugend, deren Liebling er gewesen, legte Trauerkleider an. Wie er durch seine glänzende Erscheinung, sein freundliches Wesen und seine offenen Hände die Herzen der Mitlebenden gewonnen hatte, so steht er auch im Gedächtnis der Nachwelt als eine ergreifende, durch unverschuldetes tragisches Geschick verklärte Jünglingsgestalt.

In den Uffizien zu Florenz befindet sich eine Anbetung der Könige von Botticelli, welche die

Bildniſſe ſämtlicher Medici von Giovanni di Bicci an enthält. Rechts von der Madonna fällt ein Jüngling auf, von dem nur Profil und Oberkörper ſichtbar ſind. Die trauernde Kopfhaltung und die geſenkten Lider geben dem kräftigen, edelblaſſen Geſicht, um das reiche ſchwarze Haare hängen, einen tragiſchen Ausdruck*). Der ſchöne Jüngling, um den die Schatten des frühen Todes zu ſchweben ſcheinen, iſt Giuliano. Man muß nach dieſem Bildnis trotz der unverkennbaren Aehnlichkeit mit Lorenzo den Angaben Polizianos Glauben ſchenken, der den bel Julio als den Idealtypus jugendlicher Männlichkeit ſchildert, vorausgeſetzt, daß man, wie jene Alten es taten, die Schönheit nicht in der Regelmäßigkeit der Züge, ſondern in der charakteriſtiſchen Durchbildung aller Formen ſieht und die übrigen Vorteile einer edelgeborenen, völlig ausgebildeten Perſönlichkeit dazu rechnet. Giuliano war leidenſchaftlicher Jäger, in Strapazen unglaublich abgehärtet und jeder Art von körperlicher Uebung ergeben; Kunſt und Poeſie liebte er wie ein echter Medici und war ſelbſt nicht ohne dichteriſche Begabung. Wie er ſich jedoch mit Lorenzos Talent und ſeiner ganzen hochkomplizierten geiſtigen Indi-

*) Siehe Abbildung auf Tafel 9.

vidualität nicht messen konnte, so war er auch im Charakter einfacher angelegt; er war ein Feind der schiefen Wege und würde vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, trotz der vielbesungenen Eintracht des mediceischen Brüderpaares Lorenzos Politik nicht immer gebilligt haben. Da er den öffentlichen Geschäften ferne blieb, hat die Geschichte kaum mehr von ihm verzeichnet, als sein gewaltsames Ende. Eine um so tiefere Spur hat er in der Poesie seiner Tage zurückgelassen, wovon an einer anderen Stelle die Rede sein wird.*) Später hat sich auch die tragische Muse seiner bemächtigt, aber leider ohne ihrem Gegenstand gerecht zu werden. Alfieris »Congiura dei Pazzi« atmet den Geist des 18. Jahrhunderts, das überall an Stelle der Individualitäten Prinzipien sah, und stellt demgemäß die meuchlerische Tat der Pazzi als einen Akt heroischer Vaterlandsliebe, die glänzenden mediceischen Brüder als zwei blutdürstige Tyrannen dar, mit der einzigen Unterscheidung, daß der großartige Lorenzo mehr als ein heimtückischer, der harmlos liebenswürdige Giuliano dagegen als ein polternder Wüterich erscheint. Heute weiß man's anders; man weiß, daß jener Aufstand durchaus keine

*) Siehe: Die Bella Simonetta. S. 107 ff.

patriotiſche Erhebung war, ſondern nur die Verdrängung einer herrſchenden Familie durch eine andere bezweckte, und daß es nach dem Niedergang des alten freiheitlichen Geiſtes im höchſten Intereſſe der Kultur und des Friedens lag, daß das Steuer in den Händen des Würdigſten blieb.

Bald nach Giulianos Ende enthüllte ſich ein Geheimnis, an deſſen Mitteilung ihn ſelbſt der raſche Tod verhindert hatte. Der Architekt Antonio da San Gallo, ſein Vertrauter, benachrichtigte Lorenzo, daß dem Verſtorbenen ein natürlicher Sohn geboren ſei, deſſen Mutter dem Haus der Gorini angehöre und den er ſelbſt aus der Taufe gehoben habe. Lorenzo ſuchte eilends den Knaben auf und nahm ihn auf den Wunſch ſeiner Mutter mit ſich nach Hauſe, wo er unter dem Namen Giulio mit Lorenzos eigenen Kindern heranwuchs. Dieſer Giulio war es, der ſpäter unter dem Namen Klemens VII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg und ſchweres Unheil über ſeine Vaterſtadt und ganz Italien brachte.

Nach dem Scheitern der Verſchwörung führten die päpſtlichen Kondottieren ihre Truppen, die ſchon die Grenzen der Toskana überſchritten hatten, eiligſt zurück. Aber Lorenzos Leben und Stellung war dadurch noch keineswegs geſichert. Sixtus ſpie Feuer und Flammen und ſuchte jetzt

durch offene Gewalt zu erlangen, was seinen Ränken mißglückt war. Die begütigenden Gesandtschaften der Florentiner wies er schroff zurück und nahm die Gefangenhaltung des Kardinals, die Hinrichtung des Erzbischofs und der anderen Geistlichen zum Vorwand für eine Bulle, in der Lorenzo als ein „Sohn der Verdammnis" nebst den Häuptern der Regierung aus der Kirche ausgeschlossen und ganz Florenz mit dem Interdikt bedroht wurde, wenn es den Verhaßten nicht in die Hände des Papstes ausliefere.

Und da ihm die geistlichen Waffen nicht genügten, schloß Sixtus ein Bündnis mit dem König Ferrante von Neapel, erklärte Florenz den Krieg und warf die vereinigten Heere unter den besten Führern ins Toskanische. In der Kriegserklärung hieß es, daß der Feldzug des Papstes und des Königs nicht gegen die Republik, sondern nur gegen Lorenzo gerichtet sei; liefere man ihnen die Person des Medici aus, so solle der Friede nicht gestört werden. Die Bürgerschaft erklärte, daß sie bereit sei, mit Lorenzo zu stehen und zu fallen. Den Bannfluch wies die hohe florentinische Geistlichkeit mit Hohn zurück und kündigte dem Papst als einem Verschwörer den Gehorsam. Doch wurde der Kardinal Riario, der vergeblich zu vermitteln gesucht hatte, unbeschädigt seinem

Oheim zurückgegeben, welche Rückſicht den Florentinern ſchlecht bekam, denn nun brachen unverzüglich die Feindſeligkeiten aus.

Sie fanden Lorenzo nicht unvorbereitet. Hatte er bis zuletzt alles aufgeboten, um den Frieden zu retten, ſo übertraf er jetzt ſich ſelbſt im Organiſieren der Verteidigung. Frau und Kinder hatte er mit Angelo Poliziano als Hauslehrer nach Cafaggiolo im Mugello geſchickt, er ſelbſt blieb in der bedrohten Stadt, wo jetzt auch die Peſt ausgebrochen war, zurück und arbeitete fieberhaft. Florenz wurde verproviantiert, alle feſten Punkte verſtärkt und neue gebaut, gegen Siena und im Mugello ſtarke Poſten vorgeſchoben. Die Angehörigen der hingerichteten Verſchwörer verſöhnte er ſich durch wohlwollende Behandlung, kein Feind durfte ihm im Innern zurückbleiben. Gleichzeitig unterhandelte er unausgeſetzt mit den auswärtigen Höfen.

Die Lage war ſchwierig, auf die Bundesgenoſſen kein Verlaß: die Venezianer, als ein zähes, in ſelbſtſüchtige Politik eingeſchloſſenes Inſelvolk, ſchickten unzulängliche Hilfstruppen und ſahen kaltblütig zu, wie das Schickſal von Florenz ſich geſtalte, Mailand, das guten Willen hatte, ſtand wegen inneren Haders ſelbſt in hellen Flammen.

Der Krieg wurde von beiden Seiten nach damaliger Sitte von bezahlten Kondottieren geführt, die für die Sache, der sie dienten, kein Herz hatten und jederzeit bereit waren, zu der Partei eines etwa besser zahlenden Gegners überzugehen. Jahrelang dauerte der Feldzug, bei dem wenig Blut vergossen, aber unendliches Elend über die betroffenen Landesstrecken gebracht wurde. Die Sienesen, den Florentinern von alters her übel gesinnt, öffneten dem Feinde den Paß ins Herz der Toskana, und ein glänzender Sieg der Florentiner unter ihrem Feldhauptmann Roberto Malatesta am Trasimener See wurde durch die schrecklichen Verwüstungen des verbündeten Heeres im Chiana- und Elsatal zunichte.

Ein Waffenstillstand enthüllte Lorenzo erst seine ganze Gefahr, denn nun wurde der Mißmut der Bürgerschaft laut. Die erschöpften Finanzen, die Stockung des Handels, die Verheerung des Landes, der ganze wirtschaftliche Niedergang mit Teuerung und Pest hatten die Begeisterung abgekühlt, man gab Lorenzo zu verstehen, daß, da dieser verderbliche Krieg um seinetwillen geführt werde, es nun an ihm sei, so oder so dem allgemeinen Elend ein Ende zu machen.

In dieser höchsten Not, wo nur ein Wunder

retten konnte, griff der Bedrängte in seine eigene Brust und schöpfte dort einen jener Entschlüsse, die nur dem Genie, das sich auf einen starken Charakter stützt, gegeben sind.

Er wußte, daß auch Ferrante des langen Krieges überdrüssig war, und diese Gewißheit gab ihm den Mut, selbst nach Neapel zu gehen und sich in die Gewalt des Gegners zu begeben, um entweder als Bringer des Friedens zurückzukehren oder dort sein Leben zu lassen. Das Wagnis war nicht gering, denn über der Königsburg von Neapel schwebten noch die Schatten einer blutigen Tat! König Ferrante aus dem Hause Aragonien, dieser treuloseste und grausamste Despot in einer an Treulosigkeit gewohnten Zeit, hatte nicht lange zuvor den berühmten Kondottiere Jacopo Piccinino unter Freundschaftsversicherungen zu sich gelockt und ihn heimlich ermorden lassen. Wenn dies dem geladenen ahnungslosen Gastfreund geschehen war, welcher Behandlung durfte ein im offenen Krieg befindlicher Gegner gewärtig sein! Aber Lorenzo vertraute auf sein internationales Ansehen, auf die Wirkung seiner Persönlichkeit, die noch jüngst den Mörderarm entwaffnet hatte, auf die Macht seiner Gründe und auf sein Glück.

Nachdem er sich mit den angesehensten Bür-

gern beſprochen hatte, verließ er in aller Stille die Stadt und teilte erſt von unterwegs der Signoria offiziell ſeine Abſicht mit. Wer am meiſten Ehre genoſſen habe, ſchrieb er, dem gebühre es auch, die Gefahr aller auf ſein Haupt abzulenken, und er als der hauptſächlichſte Stein des Anſtoßes ſei am beſten geeignet, die Geſinnungen des Königs an ſeiner eigenen Perſon zu erproben und mit einem Schlag die ungewiſſe Lage zu klären.

Da die Signoria den wagehalſigen Schritt nicht verhindern konnte, wollte ſie Lorenzo wenigſtens mit ihrer ganzen Autorität ſtützen und ernannte ihn zum offiziellen Geſandten der Republik.

In dieſer Eigenſchaft kam er in Neapel an und wurde dort mit fürſtlichen Ehren empfangen. Der König ſandte ihm Schiffe entgegen, alles ſtrömte zuſammen, den Mann zu ſehen, um den der lange Krieg geführt wurde und der jetzt allein und wehrlos ſich in die Höhle des Löwen wagte.

Lorenzo hatte ſeine Ueberredungskunſt nicht überſchätzt. Es gelang ihm, den König von den Vorteilen einer gemeinſamen Politik zu überzeugen, und er wurde mit höchſter Auszeichnung in Neapel behandelt, aber gleichwohl hielt der

ränkevolle Monarch ihn drei volle Monate in Ungewißheit zurück, während heimlich die Agenten des Papstes geschäftig waren, ihn zu verderben. Lorenzo ließ sich keine Unruhe merken, er lebte auf großem Fuße, gewann den Hof durch seine Geselligkeit, das Volk durch fürstliche Geschenke und wurde der populärste Mann in Neapel. Da in dieser langen Zeit in Florenz alles ruhig blieb und Ferrante nun einsah, daß der Medici eine Macht war, auf die man bauen konnte, entließ er ihn mit einem ehrenvollen Friedensbündnis in der Tasche.

Mit grenzenlosem Jubel wurde der Heimgekehrte in Florenz empfangen. Der Zudrang des Volkes bei seiner Ankunft war so ungeheuer, daß die nächsten Freunde ihm nur aus der Ferne mit Augen und Händen zuwinken konnten; die Menschen umarmten sich gegenseitig vor Freude. Ganz Italien atmete auf, und als bald danach ein Türkeneinfall in Otranto die Fürsten zur Einigkeit zwang, ließ sich auch der grollende Papst versöhnen.

Zwölf glückliche Regierungsjahre folgten auf diese Stürme.

Aus der politischen Geschichte tritt von Lorenzos Wesen nur der geringste Teil hervor. Seine wahre Bedeutung liegt auf einem anderen

Felde. Um zu fühlen, was er für die Kultur gewirkt hat, muß man in Florenz gelebt haben, wo man noch auf Schritt und Tritt seinen persönlichen Spuren begegnet.

Zwar gebaut hat er lange nicht so viel wie sein Großvater Cosimo, trotz eigener architektonischer Begabung, die ihn zum obersten Richter in allen städtischen Bauangelegenheiten machte. Wie er dagegen der Malerei und Skulptur das weiteste Feld eröffnete, wie er daniederliegende Kunstzweige, die Mosaicier- und die Steinschneidekunst, zu neuem Leben erweckte, die Entwicklung der Miniaturmalerei förderte, wie er den verschütteten Antiken zur Auferstehung half, das füllt die Bände der Kunstgeschichte und kann hier nicht näher berührt werden. Ebenso verlangt seine Stellung zur Poesie eine besondere und eingehende Betrachtung*). Eine Geselligkeit wie die seines Hauses hat es in der Welt kaum jemals wieder gegeben. Da wußte man nichts von Etikette und nichts von Unterwürfigkeit: Lorenzo war nur ein Bürger wie die andern. Die angeborene Feinheit und hohe Bildung der Nation erlaubten die vollkommenste Natürlichkeit. Zwischen den Diplomaten und hohen Geistlichen

*) Siehe: Der mediceische Musenhof. S. 57 ff.

3. Fra Girolamo Savonarola
Von Fra Bartolommeo

bewegten sich Dichter, Künstler, Gelehrte im freisten Verkehr, und die verschiedenartigsten Elemente hielt der einzige Mann durch seine Persönlichkeit zusammen. Dabei blieb er bürgerlich einfach im Privatleben, seine Tafel unterschied sich in nichts von der seiner Mitbürger, und nur bei Bewirtung fremder vornehmer Gäste wurde die sprichwörtliche Pracht des Mediceerhauses entfaltet, die durch ganz Italien nicht ihresgleichen hatte.

Kein begabter Mensch hat Lorenzos Weg gekreuzt, der durch ihn nicht Anregung und Förderung gefunden hätte. Indem er auf die Art eines jeden einging und sich sogar die Launen der Künstler gefallen ließ, nur um ihr Schaffen nicht zu stören, mehrte ihr Ruhm den seinigen. Bekannt ist die Anekdote von jenem Kunstschmied, der, als Lorenzo ihn wegen einer Bestellung drängen wollte, dem Gewaltigen ruhig antworten konnte: „Ich bediene meine Kunden der Reihe nach." Nie war das Joch eines fürstlichen Mäcens linder zu tragen; seine eigene schöpferische Natur machte es ihm leicht, die Naturen der anderen zu verstehen und zu schonen.

Doch nicht nur, daß er die fertigen Talente begünstigte, Lorenzo wußte auch die keimenden zu entdecken und heranzuziehen. Die mediceischen

Gärten in der Nähe von San Marco wurden die Schule einer neuen Künstlergeneration, und es ist nicht der kleinste Ruhm Lorenzos, daß fast alle, die aus dieser Anstalt hervorgingen, sich später als hervorragende Meister erwiesen haben. Der fünfzehnjährige Michelangelo, den Lorenzo seinem widerstrebenden Vater abringen mußte, um ihn für die Kunst zu retten, fand dort liebevolle Pflege seines Talents und wurde täglicher Gast an Lorenzos Tafel, wo die berühmtesten Männer Italiens beisammen saßen. Die Hausordnung war merkwürdig. Die zuerst Erschienenen nahmen ihrem Rang entsprechend neben dem Hausherrn Platz, und für etwa nachkommende Höhergestellte wurde nicht mehr gewechselt. So geschah es häufig, daß der Knabe Michelangelo über den Söhnen des Hauses, ja selbst über vornehmen Gästen seinen Sitz erhielt. In der freien Größe und Menschlichkeit dieses Verkehrs wuchsen dem jugendlichen Genius die Adlerflügel, aber leider sollte der große Beschützer den Ruhm des Pfleglings nicht mehr erleben. Hätte Lorenzo, als vor wenig Jahren seine Reste nach vier Jahrhunderten der Ruhe wieder ans Licht gefördert wurden, aus den leeren Augenhöhlen noch einen Blick durch die von Michelangelos Händen errichtete Mediceer-

kapelle werfen können, wie würde er ſich in der Größe deſſen geſonnt haben, den er als Kind aus allen anderen herausgefunden und an ſich gezogen hatte. Nach dem frühen Verluſte dieſes väterlichen Freundes war Michelangelo mehrere Tage wie von Sinnen. Er kehrte in ſein Vaterhaus zurück und brauchte einige Zeit, bevor er ſich wieder zur Arbeit aufraffen konnte. Zwar der launiſche Piero, Lorenzos Sohn, erinnerte ſich gelegentlich ſeiner und rief ihn wieder in den Palaſt und an ſeine Tafel, aber der einzige Auftrag, den er für einen ſolchen Genius wußte, war, daß er ihn in einer Winternacht bei ſtarkem Schneefall im Hofe einen Schneemann bauen ließ.

Ebenſo wie die Dichter und Künſtler durften Forſcher und Gelehrte auf Lorenzos Schutz und Förderung rechnen. Die von Coſimo gegründete Platoniſche Akademie, deren Vorſitz er führte, erreichte unter ihm ihre höchſte Blüte. Auch die Philoſophen ſprachen ihn als ihresgleichen an.

„Glaubet nicht," ſchrieb von ihm Marſilio Ficino an einen Freund, „daß Lorenzo an Gründlichkeit des Wiſſens, an Schärfe des Denkens irgend einem Gelehrten von Beruf nachſtehe."

Und doch war das ganze Leben dieſes Mannes einer raſtloſen praktiſchen Tätigkeit

gewidmet. Er schrieb täglich bis zu zehn, ja zwanzig Briefen. Neben den Regierungssorgen lag ihm eine verwickelte Verwaltungsmaschinerie ob, deren kleinstes Detail durch seine Hände ging. Dann waren noch Besuche, Bittschriften und Geschenke entgegenzunehmen, die fortwährend aus aller Herren Ländern für ihn eintrafen. Aber zu keiner Stunde seines Lebens durften ihm die geistigen Interessen hinter dem Zwang und der Gefahr des Augenblicks zurücktreten. Der absolute Vorrang, den er diesen zuerkannte, macht ihn zu einer so einzigen Erscheinung unter den Mächtigen der Erde. Daher die unwandelbare Sammlung inmitten aller Zerstreuungen und die hohe Gelassenheit, mit der er jederzeit über den politischen Stürmen stand. Sehr schön sagt von ihm einer seiner früheſten Biographen, daß sein göttlicher Genius „gleich wie ein strahlendes Feuer immerdar in gleicher Stärke" gebrannt habe.

Lorenzo führte ein glückliches Familienleben und war ein gewissenhafter Erzieher. An seinen Kindern hing er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und war überhaupt, wie alle Menschen von starker Phantasie, ein großer Kinderfreund. An den Spielen der Kleinen nahm er oft so ausgelassenen Anteil, daß es ihm pedantischen Tadel zuzog.

Vom Kaufmann war keine Faſer mehr in ihm, und den ungeheuren ererbten Beſitz konnte er nur noch verſchwenden, freilich für politiſche und für Kulturzwecke. Es kam ein Augenblick, wo die große mediceiſche Bank vor dem Ruin ſtand und wo Lorenzo, der ſeine Perſon ſchon ganz mit dem Gemeinweſen identifizierte, unbedenklich Staatsgelder zu Hilfe nahm, ein Tadel, von dem ja auch Perikles nicht freigeblieben iſt.

Als Herrſcher durfte man ihn den erſten modernen Staatsmann nennen, da bei ihm zuerſt die Rückſicht auf dauernden Kredit den augenblicklichen Vorteil überwog. Seine Politik lebte nicht von der Hand in den Mund, ſondern ſchuf feſte Zuſtände durch ganz Italien, in denen ein höheres Daſein ſich entfalten konnte und die in den Wirren ſpäterer Tage den Nachlebenden mit Recht als das goldene Zeitalter erſchienen.

Doch da bekanntlich nichts ſchwerer zu ertragen iſt als eine Reihe von guten Tagen, ſo ſtiegen jetzt aus dem Schoße des Friedens und der öffentlichen Wohlfahrt ſelbſt die Wolken auf, die den kommenden Sturm in ſich trugen. Die alte Einfachheit der Sitten war geſchwunden, mit der höheren Bildung und dem raſcheren Zirkulieren des Geldes entwickelten ſich Luxus und Verfeinerung, jenes weiche Element, in dem die Kunſt

ihre üppigſten Blüten treiben kann, das aber zugleich die Korruption und alle Keime der Entartung reifen läßt.

Noch heute hört man die Anklage wiederholen, daß Lorenzo abſichtlich ſein Volk durch ſinnverwirrende Bacchanalien betäubt, durch Genüſſe entnervt habe, um ihm den Verfall ſeiner Freiheit zu verbergen. Aber dieſe Freiheit hatte ſchon vor Lorenzo nur dem Namen nach beſtanden, und die Verderbnis wäre auch ohne ihn gekommen, denn ſie war der allgemeine Zug der Zeit. Lorenzo ſelbſt liebte die Freude, er bedurfte ihrer und ſtreute ſie mit vollen Händen um ſich. Doch was für ihn nur ein Ausſpannen aus ernſter aufreibender Arbeit bedeutete, das führte bei der Mehrzahl, der dies Gegengewicht fehlte, zur Ueberſättigung und inneren Leere.

Ein Rückſchlag mußte kommen, und Lorenzo hatte ihn ſelber eingeleitet, als er auf Verwenden ſeines Freundes Pico von Mirandola den Dominikanermönch Girolamo Savonarola als Prediger nach Florenz berief. Dieſer aſketiſche Viſionär mit dem beſchränkten Geiſt und der glühenden Seele riß zuerſt von allen verdeckten Schäden die Hülle. Im Kloſterhof von San Marco predigte er unter ungeheurem Zudrang aller Stände gegen die eingeriſſene Sittenverderb-

nis. Damals zu Beginn seiner Laufbahn, bevor die phantastischen Visionen ihm den Kopf verrückt und den Fanatismus in ihm entzündet hatten, war sein Streben ein gesundes: er wollte die gesunkene Kirche reformieren und die öffentliche Moral heben. Man war zwar noch nicht in den Zeiten der Borgia, aber nahe davor, Prunksucht und Genußsucht zerrütteten die Gesellschaft, die Geistlichkeit gab selbst das Beispiel, Treu und Glauben waren aus der Welt geschieden, das Schönheitsgesetz, das nur erlauchte Naturen binden kann, ließ die große Herde der Menschen ohne Halt. Die Sehnsucht nach der Wiederkehr einer reineren frommeren Zeit, wäre es auch auf Kosten aller Genüsse, selbst der edelsten, der des Geistes, schlich durch die besseren Gemüter. Auf diesen dürstenden Boden fielen wie ein Gewitterregen die Mahnungen Savonarolas und seine Ankündigungen eines nahen furchtbaren Strafgerichts. Italien horchte hoch auf bei diesem neuen Ton, es fühlte sich erschüttert und glaubte an den Propheten.

Auch Lorenzo, der die widerstreitendsten Elemente in seiner Natur vereinigte, suchte sich ihm anfangs, aus Politik sowohl wie aus innerem Trieb, zu nähern, aber Savonarola, für den es keinen Kompromiß geben konnte, stieß die dar-

gebotene Hand zurück. Geſchenke, mit denen Lorenzo nach wie vor das unter beſonderem mediceiſchem Schutze ſtehende Kloſter von San Marco bedachte, warf er ihm von der Kanzel herab als Beſtechungsverſuche vor. Ein guter Wächterhund, ſagte er mit Anſpielung darauf, belle den Dieb an, der ſeinen Herrn beſtehle, auch wenn er ihm einen Knochen vorwerfe. Nur den Dieb an ſeinem Herrn konnte er in dem glanzvollen Mann erkennen, und er griff ihn überall ungeſcheut als Urheber der Sittenverderbnis und als Tyrannen an.

Lorenzo blieb gelaſſen: er hielt es unter ſeiner Würde, den Ferrareſen von dem Poſten, auf den er ſelbſt ihn geſtellt hatte, zu entfernen. Die Gegenſätze lagen überhaupt damals noch ſo nahe beiſammen, daß Lorenzos ergebenſte Freunde zugleich Freunde des Mönches ſein konnten, ein Zeichen, daß es mit der Tyrannis nicht ſchlimm beſtellt war.

Mittlerweile neigte dieſes reiche Leben ſich zu frühem Ende, das „ſtrahlende Feuer" hatte den Brennſtoff allzu ſchnell verbraucht. Im Beginn der Vierziger ſtehend, mochte der einſt ſo kräftige Mann, der auf Turnieren geſiegt hatte, wohl dem bekannten Porträt von Vaſari in den Uffizien gleichen, über deſſen geneigter Haltung

4. Lorenzo de' Medici
Von Vasari

und ſinnender Miene ſchon der Schatten des nahen Todes lagert*).

Im April des Jahres 1492 verſchlimmerte ſich das Magenleiden, das ihn ſeit längerer Zeit quälte, ſo, daß er ſeinen Landſitz zu Careggi, das alte Sterbehaus der Mediceer, nicht mehr verlaſſen konnte. Die Miſchung von zerſtampften Perlen und Edelſteinen, die ihm ein in Eile vom Herzog von Mailand geſandter Arzt dort bereitete, war jedenfalls nicht geeignet, das Ende aufzuhalten.

Schwere Sorgen trübten ſeinen frühen Lebensabend: durch die Orſiniſche Heirat war ein fremder Blutstropfen in die Familie gekommen, ſein älteſter Sohn Piero hatte mehr vom römiſchen Feudalherrn an ſich, als vom florentiniſchen Bürger und verſprach ein ſchlechter Steuermann für das Schiff zu werden, deſſen ſchwieriger Kurs nur durch die Weisheit und Erfahrung des Vaters regiert werden konnte.

In den letzten Stunden wollte der Sterbende ſeine beiden Vertrauteſten Pico von Mirandola und Angelo Poliziano um ſich haben. Mit ihnen redete er in ungetrübter Heiterkeit von ihren gemeinſamen Studien und von der angelegten Bib-

*) Siehe Tafel 4.

liothek, die er wünschte vollendet ihnen hinterlassen zu können.

Aber noch eine andere Gestalt tauchte an Lorenzos Sterbelager auf, wie eine düstere Verkörperung des dem Mediceerhause drohenden Geschicks: Girolamo Savonarola. Was ihn nach Careggi geführt, was die beiden zusammen geredet haben, ist ungewiß. Savonarolas Anhänger haben erzählt, er sei von Lorenzo selbst gerufen worden und habe nach empfangener Beichte den Sterbenden aufgefordert, seinem Volke die Freiheit wiederzugeben, worauf Lorenzo stumm den Kopf nach der Wand gedreht und jener sich ohne Absolution entfernt habe. Eine wunderliche Ueberlieferung! Als ob ein Mann, und wäre er der mächtigste, durch Wort oder Federstrich einem Volk die Freiheit geben könnte, das diese Freiheit nicht im Mark seiner Knochen mit sich trägt. Wenn aber die Anekdote wahr ist, wie mußte der sterbende Staatsmann an dieser Forderung den politischen Schwärmer erkannt haben, und da gab es dann freilich keine Antwort als Schweigen.

Lorenzo starb am 8. April 1492 im nicht vollendeten dreiundvierzigsten Lebensjahr. Sein Tod war wie der Cäsars von Naturphänomenen begleitet, die als Wunderzeichen gedeutet wurden.

Ein unerhörter Sturmwind raſte über Florenz, der Blitz ſchlug ein Stück der Domkuppel herunter, die Löwen, die auf Staatskoſten gehalten wurden, zerfleiſchten ſich gegenſeitig, man wollte Stimmen in den Lüften gehört haben, ein leuchtender Feuerſtreif ſtand unbeweglich über Careggi und erloſch, als Lorenzo den Geiſt aushauchte. Ein ſchlimmeres Vorzeichen aber für die kommenden Tage war das geheimnisvolle Ende Meiſter Pierleonis, ſeines Leibarztes, den man Tags darauf bei San Gervaſio in einem Brunnen ertrunken — oder ertränkt fand.

Kaum war der Damm geriſſen, der den allgemeinen Hader ſo lange zurückgeſtaut hatte, ſo war es, als ſollte das Chaos hereinbrechen. Piero wirtſchaftete in den Tag hinein, ohne auf die letzten Ermahnungen ſeines Vaters und auf die Zeichen der Zeit zu achten. Nach innen ſchaltete er gewaltſam, nach außen zweideutig und ſtellte damit die politiſchen Traditionen ſeines Hauſes geradezu auf den Kopf. Die entzweiten Fürſten Italiens riefen zu ihrem Unheil franzöſiſche Waffen herbei, dazwiſchen donnerte Savonarola und kündigte den Anfang vom Ende an. Die Beängſtigung ward allgemein, Lorenzos Freunde ſtarben raſch im Kummer weg, das nachwachſende Geſchlecht klammerte ſich an den neuen

Propheten. Seltsame Visionen schreckten auch unbeteiligte Zuschauer. Einem Musikus an Pieros Hofe, mit Zunamen Cardiere, der wegen seiner wunderbaren Improvisationsgabe viel bei dem Magnifico gegolten hatte, erschien bei Nacht der tote Lorenzo mit schmerzverstörtem Gesicht und schwarzen zerrissenen Gewändern, durch welche die Haut schimmerte, und befahl ihm, seinem Sohne Piero zu sagen, sein Sturz sei nahe; bald werde er von Florenz vertrieben sein, um nicht zurückzukehren. Der Mann, der die Lebenden offenbar noch mehr fürchtete als die Toten, wollte trotz Michelangelos dringendem Zuspruch nicht reden. Da erschien ihm die Gestalt zum zweitenmal, gab ihm zum Beweis ihres Daseins einen heftigen Schlag ins Gesicht und wiederholte den Befehl. Jetzt rannte der arme Musikus sinnlos vor Schreck nach Careggi, um den jungen Gebieter zu suchen, der ihm unterwegs mit seinem Gefolge entgegengeritten kam. Piero fand die Geschichte spaßhaft und gab den unglücklichen Geisterseher dem Spott des Gesindes preis; Michelangelo floh entsetzt aus dem Hause, das er dem Untergang verfallen sah.

Kaum ein paar Wochen vergingen, so war die Prophezeiung des Traumgesichts erfüllt. Piero mußte aus seiner Vaterstadt flüchten, um in der

Fremde zu ſterben, ſeine Brüder und Freunde irrten im Exil. Florenz wurde ein Gottesſtaat mit Jeſus Chriſtus als Gonfaloniere. Der herrliche Mediceerpalaſt ward geplündert und ſeine Schätze zerſtreut. Auf der Piazza della Signoria gingen die „Eitelkeiten", darunter unerſetzliche Kunſtwerke, beim Pſalmodieren tanzender Mönche in Rauch und Flammen auf. Freilich ſollte der Brand, den er angefacht hatte, am Ende den Propheten ſelbſt verzehren.

Man hat Lorenzo de' Medici oft die maßloſe Herrſchgier vorgeworfen, die ihn von ſeinem Lebenselement, den Studien und der Poeſie, hinweg in die Irrgänge politiſcher Minen und Gegenminen trieb. Allein man vergißt, daß Menſchen, die in ſolcher Höhe ſtehen, nicht die Herren ihrer Geſchicke ſind, weil ſie ein Dämon lenkt, das Muß. Sein Vater Piero hatte ihm die Erfahrung geliefert, daß man auf einem ausgeſetzten Poſten ſich nicht kleiner machen darf. Die ererbte Stellung zu behaupten, war ein Gebot der Notwehr, wie der angeborenen Herrſchergabe, und die Gewaltſamkeiten, von denen auch er ſich nicht frei erhalten konnte, fallen mehr ſeiner Zeit als ſeinem Charakter zur Laſt. Nach der blutigen Niederwerfung des Aufſtands von Volterra, die einen unverwiſchbar dunklen Punkt

in seinem Leben bildet, vermied er gern unnötige Härte, und auch den Ueberlebenden der Pazzi wurde ihr schweres Strafurteil bald gemildert und endlich ganz aufgehoben; diese historische Familie existiert noch heute in Florenz.

Freilich auf unserer heutigen Wage darf man einen Lorenzo de' Medici nicht wägen wollen, so wenig wie irgend einen seiner Zeitgenossen. Sie lebten in einem eisernen Jahrhundert, wo jedermanns Hand wider jedermann war und wo man sich ohne List und Gewalt nicht durchschlagen konnte. Aber sie haben mit ihrem wunderbaren Genius um dieses eiserne Jahrhundert ein flimmerndes Sternengewand gewoben, das es uns aus der Ferne wie ein goldenes erscheinen läßt. Er mit allen, die um ihn waren, den Dichtern, den Künstlern, den Gelehrten, den Wiedererweckern des Altertums und den Förderern einer neuen Kultur, sie arbeiteten gemeinsam an dem großen Gebilde der Vorstellung, das unsere Phantasie unter dem Namen des mediceischen Zeitalters entzückt. Und diese Vorstellung ist eines der größten Geschenke, welche die Menschheit empfangen hat.

In der Basilika von San Lorenzo, wo die Mediceer ihre Grablege hatten, ruht auch Lorenzo il Magnifico mit seinem Bruder Giuliano. Aber,

seltsam genug, während alle anderen Gräber durch Schmuck und Namen kenntlich sind, während über der Asche unbedeutender Epigonen Michelangelos unsterbliche Marmorgruppen sich erheben, bezeichnet kein Mal, keine Inschrift die Stätte, wo der Mann, der seinem Zeitalter den Namen gab, den letzten Schlummer schläft. Bis vor wenigen Jahren kannte man nicht einmal die Stelle. Da wurde Ende des Jahres 1895 in der sagrestia nuova das schmucklose Postament abgehoben, das Michelangelos Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Cosmus und Damianus trägt, und aus dem hohlen Innern trat ein wunderbarer Fund zu Tage: die Gebeine Lorenzos und Giulianos. Sie lagen abgesondert in schlichten hölzernen Kisten, die durch Namensaufschrift bezeichnet waren. Zwei breite und tiefe Dolchstiche über Giulianos Stirn und ein ebensolcher Einschnitt im Schenkelknochen ließen noch die Form der Mordwaffe und die Gewalt, womit sie geführt wurde, erkennen. Auch Lorenzos Schädel konnte nach den vorhandenen Bildnissen identifiziert werden. Wie die edlen Reste sich in diese schlechten Behälter verirrten und wie es zuging, daß sich alsdann der Schleier der Vergessenheit so dicht um das Grab eines Herrschers spann, dessen Ruhm in vier Jahrhunderten nichts von seinem blendenden

Glanze verloren hat, ist ein schwer zu lösendes Rätsel. Noch merkwürdiger aber ist es, daß die so lange gesuchten Gebeine, nach einigen fruchtlosen Beratungen über eine würdige Ruhestätte, einfach an den alten Ort zurückgebracht wurden, wo sie abermals ohne Inschrift und Mal einer neuen Entdeckung nach vielleicht aber vierhundert Jahren entgegen harren mögen.

5. Medaille Lorenzos de' Medici

Von Niccolò Spinelli

Mit Revers, darstellend Florentia im Schatten des Lorbeers

(Nach: Friedländer, Schaumünzen)

Der mediceiſche Muſenhof

Florenz war die Stadt des Lebens. Hier hat alles geistige Wachstum der Neuzeit in Künsten, Wissenschaften und Erfindungen, jeder kühne und neue Gedanke seinen Ursprung. Unübersehbar ist die Entwicklung, die ein einziges Jahrhundert florentinischen Lebens der Welt gebracht hat,

»le temps où se faisait tout ce qu'a dit l'histoire.«

Auf den Errungenschaften und Rückerwerbungen jener glorreichen Tage ist das Beste unseres heutigen Daseins aufgebaut. In jedem Florentiner lebte damals das Gefühl einer ungeheuren Verpflichtung gegen die Kultur, und die Mediceer, indem sie das Banner des Geistes vorantrugen, taten nur, was andere vor ihnen getan hatten, was sich von der herrschenden Familie von selbst verstand. Ihre Stellung hätte es von ihnen gefordert, wären sie nicht schon durch ihr innerstes Bedürfnis dazu getrieben worden.

Wenn Lorenzo das Patronat über Künstler

und Gelehrte vom Großvater geerbt hatte, ſo war ſein Dichterkreis dagegen an ſeine eigenſte Perſönlichkeit gebunden. Neben der wirklichen Welt baute er mit ſeinen Dichtergenoſſen ſich eine rein ideale, poetiſche auf, in die ſie ſich jeden Augenblick aus dem Getümmel flüchten konnten. Denn je mehr die gewalttätige Zeit dieſe Menſchen in ihre Strudel reißt, deſto ſtärker wird der Drang, von der eiſernen Realität ſich vorübergehend loszureißen und ſich zeitlos in einer geträumten Welt und einer edleren Menſchlichkeit zu erholen und zu reinigen. In dieſer geträumten Welt werden alle Gegenſtände der wirklichen verwandelt oder verkleidet. An den Quellen des toskaniſchen Hügellandes ſpielen die Nymphen, jeder Baum hat ſeine Dryade, und die Geſtalten ihrer Dichtungen gehen wie Lebendige zwiſchen den Freunden hin und her. In dieſer Welt, wo Lorenzo nach dem Lorbeer Lauro heißt, ſind auch die Freunde ſeinesgleichen, was ſie im bürgerlichen Leben trotz ſeiner liberalen Haltung nicht ſein können.

Ihre Poeſie iſt aus der Freude am Schönen, aus dem Drang nach Spiel und Schein hervorgegangen. Auf eine höchſte, ewige Wirkung muß ſie verzichten, ſie wird noch keinen Betrübten getröſtet, keinem Irrenden die Wege gezeigt haben.

Es iſt ein Künſtler-, kein Sehertum, und das Beſte davon bleibt immer Gelegenheitspoeſie, freilich im edelſten Stile. Sie begleitet die Freunde zum Tanz, zur Jagd, zum Turnier, ſie ſingt Luſt und Unluſt der Liebe, ſie preiſt die Lebenden und verherrlicht die Toten. Die Verklärung des Augenblicks iſt ihr Ziel und Lohn zugleich. Aber es iſt die Frage, ob nicht von den einſamen Unſterblichen der eine oder andere einen Teil ſeines Nachruhms um einen Platz an dieſer Tafelrunde hingegeben hätte.

Wenn Lorenzo in dieſem hellen Kreiſe als der Erſte glänzt, ſo iſt es nicht, weil er die oberſte Gewalt in Händen hatte, ſondern weil ſein Genius wirklich der ſtärkſte und originellſte war. Durch ſeine Mutter Lucrezia Tornabuoni, die Dichterin geiſtlicher Geſänge, war das poetiſche Talent in die Familie gekommen. Von früh auf beſchäftigte ſich Lorenzos Geiſt mit den Geheimniſſen der Metrik und Sprache, die nicht gelehrt werden, die jedes dichteriſche Individuum neu entdeckt. Mit ſiebzehn Jahren ſchrieb er an ſeinen Studiengenoſſen, den jungen Prinzen Federigo von Aragonien, jenen berühmt gewordenen Brief über die italieniſche Poeſie, worin er neben ſeinen allgemeinen Kunſtprinzipien auch den hohen Wert der Mutterſprache als poetiſches Inſtrument, im

Widerſpruch gegen die damals herrſchende Mode der Latinität, betont. Sein ganzes ſpäteres Schaffen erſcheint als der direkte Ausfluß der in jenem Briefe ausgeſprochenen Anſchauungen, wie überhaupt die Größe jener außerordentlichen Menſchen damit zuſammenhing, daß ſie ſich ſo ſchnell und in ſo gerader Linie entwickelten, ohne auf Zickzackwegen Zeit zu verlieren. Sein ganzes ſturmbewegtes Leben hindurch, im Lärm und Zwang der Politik wurde er nicht müde, auf jene heimlichen Stimmen zu horchen, in denen die Harmonie der Dinge ſelber redet. Seine Poeſie iſt ſein innerſtes Erlebnis. Selbſt wo er im Banne der Konvention ſteht, wie in ſeinen Sonetten, ſchlägt durch die Künſtlichkeit und Monotonie immer ein Blitz des Genius. Aber er hat auch völlig neue Wege betreten, indem er es wagte, die Gegenſtände ſeiner Poeſie unmittelbar aus dem täglichen Leben, aus ſeiner eigenen Umgebung zu nehmen, daher mit Recht von ihm geſagt worden iſt, er habe gedichtet, wie die Niederländer malten. Eine ritterliche Falkenjagd mit den Freunden des Hauſes, ein derbes, nicht Trink- ſondern Saufgelage geben ſeiner Muſe hinreichenden Anſtoß. Am wohlſten aber iſt ihm in der Schilderung einfacher ländlicher Zuſtände oder einer nur von Natur- und Fabelweſen belebten Landſchaft.

Solche Schilderungen wie die des Frühwinters in der „Ambra“ ſind der beſchreibenden Poeſie nicht oft gelungen. Dabei iſt er der erſte, der die Natur nicht nur als ein mit den Augen Geſchautes wiedergibt, ſondern ſich einfühlt in ihr innerſtes Weben. Wunderſam nah und modern erſcheint uns dieſer Sohn des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn er ſich zum Beiſpiel in den Zuſtand des gepfropften Baumes verſetzt, der mit einemmal das Rinnen der fremden Säfte in ſeinem Innern verſpürt und mit ſcheuem Staunen Früchte trägt, die nicht die ſeinen ſind. Ein köſtlicher Erdgeruch ſtrömt aus dieſen Dichtungen, ſie atmen die Stille der in Sonnenglut brütenden Felder, wo der Arno „die blaue Stirn mit Pappeln kränzt“, wo die Bienen ſummen, wo der Hirt mit ſeiner Herde vorüberzieht, das neugeborene Schäfchen im Arme tragend, wo im Ulmenſchatten das Landvolk beim Klang des Dudelſacks Tänze aufführt. Denn der Dichter Lauro iſt der andere Pol des Menſchen Lorenzo: wie jener im Drang der Geſchäfte und im Glanz der Repräſentation den Alleinbeſitz der Herrſchaft ſucht, ſo zieht es dieſen unwiderſtehlich in die Einſamkeit und den Frieden der Natur. „Suche, wer will, den Pomp und laute Ehren,“ heißt es in einem ſeiner Sonette ... „ein grüner Wieſenplan voll bunter

Blumen, ein Bächlein, das den Raſen netzt, ein Vogel, der von Liebe ſingt, ſtillen beſſer unſre Sehnſuchtsgluten." So gefällt er ſich auch darin, das Haus der idealen Geliebten ein wenig dürftig zu ſehen, nur von ihren Reizen und Tugenden geſchmückt; keine Marmorſäulen noch Prachtſäle mit Gemälden, Moſaiken und Gemmen, kurz nichts von all dem äußeren Glanze, der von dem Menſchen Lorenzo unzertrennlich iſt, der ihm geradezu ſeinen hiſtoriſchen Charakter gibt, nimmt der Dichter mit ins Reich der Poeſie.

Seiner Muſe, die das ganze Leben mit allen ſeinen Manifeſtationen umfaſſen wollte, iſt nichts Menſchliches fremd geblieben. In den Sonetten und den Selve d' Amore, jenem ſchönen labyrinthiſchen Zauberwald der Liebe, irrt er umher in klagender Sehnſucht, die um Erhörung fleht und gar keine Erhörung will, denn „Madonna", die er ſucht, iſt nicht die wirkliche Madonna Lucrezia Donati mit den ſchönen weißen Händen, ſie iſt vielmehr die Liebe ſelbſt, aber nicht die irdiſche, ſondern das Ideal, dem er umſo leidenſchaftlicher nachgeht, als er mit eiſernen Ketten an die Realität geſchmiedet iſt. In der köſtlichen Nencia da Barberino redet er die Sprache des Volkes, das dieſer hohe Herr und oberſte Gewalthaber wie kaum ein zweiter kennt. Er übertreibt

ſogar deſſen Naivetät ins Groteske, denn kaum wird je ein toskaniſcher Bauer ſeiner Geliebten geſagt haben, daß ſie „weiß und zart ſei wie ein Ferkelchen", „ſchöner als ein Papſt", der Kuß auf ihre Wange „ſchmackhaft wie Käſe". In der „Falkenjagd" zeichnet er alle die kleinen Abenteuer und Zwiſchenfälle der Jagdpartie, man ſieht die Jagdgenoſſen, Perſonen aus des Dichters nächſter Umgebung, mit ihren Eigentümlichkeiten, ihrer Mimik und Sprechweiſe leibhaft vor ſich, ſeinen Schwager Guglielmo, der ſich über ſein Jagdunglück nicht tröſten kann, den Dichter Luigi Pulci mit der großen Naſe — und es iſt ein Zug feinen dichteriſchen Taktes, daß der erlauchte Autor ſich mit ſeiner eigenen Perſon als Beobachtender im Hintergrunde hält. In den Beoni, die die äußere Einkleidung der Göttlichen Komödie parodieren, artet die Derbheit zum Cynismus aus, und in den canti carnascialleschi reißt ihn die Faſchingslaune zu den tollſten Anſtößigkeiten hin. — Und endlich, wenn alles irdiſche Weſen einen bitteren Nachgeſchmack auf der Zunge gelaſſen hat, wendet er ſich mit derſelben Inbrunſt, die ihn raſtlos in den Selve d'Amore umhertreibt, in ſeinen religiöſen Hymnen ans höchſte Ideal, ans Göttliche. Er wird wieder der Sohn der Lucrezia Tornabuoni, der müde vom

Herrſchen und Dienen, vom Denken und vom Genießen in die mütterliche Religionswelt zurückkehrt und der mit der ſtarken Glut ſeines Innern die Einfalt des erſten Glaubens und die Früchte der Philoſophie in eins verſchmelzt. Indes auch dies iſt nur eine der raſchen Verwandlungen, in denen der Vielgeſtaltige vorübergehend einen Teil ſeines Weſens erſcheinen läßt. Im nächſten Augenblick ſteht an Stelle des Dichters, der ſein Ich ans Ewige verliert, wieder der Staatsmann mit dem unbeirrbaren, auf die nüchterne Wirklichkeit gerichteten Blick. Die Schnelligkeit, womit die Wandlungen ſich vollziehen, ſind das Staunen ſeiner Umgebung.

„Was den andern als Müh' und drückende Arbeit erſcheinet,
Dir iſt's ein Spiel, und will dir der Geiſt von Geſchäften der Staatskunſt
Ruhn, ſo gehſt du und ſtärkſt im Geſang die ermatteten Kräfte.
Glücklich der Geiſt, o glücklich, der ſo im Wechſel der Arbeit
Stets ſich erneut, der ſtets jedweder Mühe gewachſen,
Großes vollbringt, das Tun, das mannigfache, verbindend!"

Der dieſes Zeugnis von ihm ablegt, kannte ihn beſſer als irgend ein anderer. Es iſt ſein Freund Angelo Poliziano, den Lorenzo aus dem tiefſten Elend herausgeholt und als Erzieher ſeiner Söhne in ſein glänzendes Haus in der Via larga aufgenommen hatte. Dort ſchwang ſich der arme Jüngling aus Montepulciano, der einen unförmlichen Kopf auf ſchiefem Halſe trug und dem die Zehen durch das zerriſſene Schuhwerk blickten, bald zum Diktator in allen Fragen des literariſchen Geſchmacks empor. In der Poeſie wurde er Lorenzos zweites Ich. Der Mediceer geht mit ſeinem impulſiven Temperament voran als der Stärkere, Urwüchſigere, als der Bahnbrecher, Poliziano folgt ihm auf dem Fuße als der Vollender. Auf den erſten Blick erſcheinen ihre Muſen wie Schweſtern. Aber Polizianos Dichtung fließt aus einer völlig anderen Quelle. Er iſt ein Formgenie, vielleicht das größte, das je gelebt hat. Während Lorenzo mit dem Ausdruck ringt, um ihn dem dichteriſchen Gedanken anzupaſſen, und dabei häufig ſtolpert, iſt für Polizian das erſte die Form, in die der Inhalt erſt hineingegoſſen wird. Ihm quillt die Inſpiration nicht aus der Natur, ſondern aus der klaſſiſchen Poeſie, die das Mark ſeiner Knochen geworden iſt. Aus dieſer ſchöpft er Form und

Gegenſtand, häufig auch die Bilder, den Tonfall, die Gedanken ſelbſt. Ein Wunder iſt, daß er dennoch weder kalt noch leer erſcheint. Der Kultus des Griechentums war damals noch keine ſchulmäßig fortgepflanzte Ueberlieferung, ſondern die Religion einer jungen inbrünſtigen Gemeinde. Der lateiniſche Genius hatte ſich zum zweitenmal auf ſeine Weltmiſſion beſonnen, die helleniſche Kultur über die Erde zu verbreiten, und Polizian war ihr glühendſter Miſſionär. Wenn er auf der Florentiner Hochſchule die griechiſchen Dichter erklärte, ſo erſchien er den von weither verſammelten Hörern wie ein Verzückter, dem das Göttliche ſich offenbart, und der Same, der von ſeinen beredten Lippen fiel, wurde von da nach allen Ländern hinausgetragen. Die Fabel, daß er mit der Laute in der Hand, ein lateiniſches Liebeslied an einen ſchönen Griechenknaben ſingend, geſtorben ſei, iſt im Grunde nur eine allegoriſche Umſchreibung ſeines ganzen Weſens.

Die lateiniſche Sprache war das Inſtrument, dem Poliziano die wunderbarſten Orgeltöne entlockte, und wirklichen literariſchen Wert wollte er wie Petrarca nur ſeinen lateiniſchen Dichtungen zuerkennen. Die Nachwelt hat freilich in beiden Fällen anders geurteilt. Indes war das Lateiniſche damals keine tote Sprache, denn es

hatte noch einen unmittelbaren geſelligen Zweck zu erfüllen, es war das Staatskleid, das bei jedem feierlichen Anlaß ſofort mit dem Alltagsrock vertauſcht werden konnte und in dem jeder Gebildete ſich völlig ungezwungen bewegte. Ebenſo konnte es in der Poeſie Dinge ausdrücken, für die das Italieniſche wenig geeignet iſt: die feierlich ſchreitende Elegie und den kurzen wie in Erz gegoſſenen Spruch. Und wie man das Lateiniſche feſthielt, ſo ſuchte man ſich des Griechiſchen zu bemächtigen. Die vornehmen Griechen, die ſich nach dem Sturz von Konſtantinopel Florenz zur zweiten Heimat wählten, bildeten dort eine ganze Kolonie und trugen viel zur geiſtigen Phyſiognomie der Geſellſchaft bei. Für jeden Anlaß war Polizian im ſtande ein griechiſches Diſtichon zu improviſieren, und, was noch mehr heißen will, ſeine vornehme Umgebung war im ſtand es zu genießen. Auch die Frauen waren von ſolchem Genuß nicht ausgeſchloſſen. Ja noch mehr — ein ſchönes Mädchen, die Dichterin Aleſſandra Scala, Tochter des Humaniſten Bartolommeo Scala, trat vor dem Mediceerkreiſe als Elektra auf, denn die griechiſchen Tragiker wollte man nicht nur leſen, man wollte ſie auch aufgeführt ſehen, und die Sophokleiſchen Verſe floſſen mit ſo reinem Akzent und ſo edlem Ausdruck von den Lippen des ſchönen

Kindes, daß Polizian ſie begeiſtert in griechiſchen Diſtichen begrüßte, und ſie, gleichfalls in griechiſchen Diſtichen, gab das Kompliment noch artiger zurück. — Jene feinfühlige Zeit hatte noch ein künſtleriſches Bedürfnis nach der Seite des ſprachlichen Ausdrucks, das nur die klaſſiſchen Sprachen mit ihren völlig ausgebildeten Verbalformen und ihrer haarſcharfen Präziſierung ganz befriedigen können. Man erwartete von dem Gebildeten, daß ſein Geiſt ſich mit gleichem Genuß in einem ſchönen klaſſiſchen Periodenbau ergehe, wie ſein Auge in der Säulenhalle des Orcagna oder der Kuppel des Brunelleſchi. Der Umgang mit den klaſſiſchen Sprachen förderte eine wundervolle Klarheit und Schärfe des Gedankens und einen Stil, neben dem der moderne Stil nur ein verſchwommenes Ungefähr iſt. Aus den Schriften dieſer Alten blickt uns dieſelbe geſchloſſene Kraft entgegen wie aus ihren Geſichtszügen, die ſich von den Geſichtern der heute Lebenden ſo merkwürdig unterſcheiden.

Neben der feierlichen Architektur des Latein pflegte man aber mit gleicher Liebe das grüne ſproſſende Boskett der Mutterſprache, denn das dichteriſche Bedürfnis bewegte ſich nach den zwei entgegengeſetzten Polen der Poeſie: der höchſten Urwüchſigkeit und der äußerſten Verfeinerung.

Die volkstümlichen Melodien ſtimmte zuerſt Lorenzo an, aber Polizian mit ſeinem beweglichen Talent nahm ſie alsbald auf, erweiterte, verſchönerte, variierte ſie. Im Handumdrehen macht auch der fanatiſche klaſſiſche Philologe ſich zum toskaniſchen Landmann, und im Nachahmen übertrifft er ſein Vorbild. Ein Raphael der Dichtkunſt kann er von jedem Meiſter lernen, ohne ſich ſelbſt zu verlieren. Darum wurden auch ſeine Lieder im Volkston ſpäter vielfach mit denen Lorenzos zuſammengeworfen und verwechſelt. Nur die meiſterliche Ziſelierung unterſcheidet ſie, der Geiſt iſt bei beiden der nämliche. Lorenzo mußte die ſeinen im erſten Wurfe ſtehen laſſen, denn er hatte keine Zeit, ſie durchzuſehen, der andere, deſſen Leben den Studien gewidmet war, konnte feilen und ändern, wie es ihm beliebte. Freilich iſt es nicht minder wahr, daß viele von Polizians ſchönſten Gedichten Improviſationen ſind und daß ſein Orpheus, das erſte italieniſche Drama, innerhalb weniger Tage entſtand.

Um Lorenzo und ſeinen Muſenhof recht zu verſtehen, denke man ſich in das Florenz jener Tage verſetzt. Eine Stadt, wo alles nah beiſammen wohnt, wie in einem einzigen großen Familienhaus, elegant aber nicht luxuriös, denn die Schauſtellung der ungeheuren privaten Reich-

tümer bleibt immer für feierliche Anläſſe aufgeſpart, und dann iſt es, als ob ſie der ganzen Stadt gehörten. Ein großer Teil des Lebens ſpielt ſich im Freien ab. Bei Feſten herrſcht noch vielfach der alte Brauch, die engen, noch nicht von Wagen befahrenen Straßen, die ohnehin wie Korridore erſcheinen, mit Tüchern zu überſpannen und ſich zwiſchen teppichbehangenen Häuſermauern wie innerhalb der eigenen vier Wände zu bewegen. Ein in der Academia delle belle arti befindliches Truhengemälde ſtellt eine ſolche Hochzeitfeier dar, bei welcher einfach der Platz vor San Giovanni als Feſtſaal benutzt wird, was die Familienfeier gewiſſermaßen zu einer öffentlichen macht. Noch iſt der Anſchein der bürgerlichen Gleichheit feſtgehalten. Jeder kennt den andern und hat teil an dem, was vorgeht, jedes Talent findet augenblicklich ſeinen Platz und ſein Publikum, und eine feſte Tradition von Kultur und Sitte bindet alle zuſammen. Es iſt ein Treiben und Sproſſen auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens, wie es die Welt nur einmal zuvor, in den Blütetagen von Athen geſehen hat. Die wichtigſten Bauten ſind eben vollendet oder noch im Werk. Aus den Bildhauerwerkſtätten wandert eine neue Welt von Marmor und Bronze nach den öffentlichen Plätzen, den Kirchen

6. Angelo Poliziano

Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in Santa Trinita

und Hallen, das Volk drängt ſich um die neugeſchaffenen Gebilde und hat ein ſicheres Auge für ihren Wert. Alle Wände füllen ſich mit Gemälden, und die bekannten Geſichter, wovon die Bilder wimmeln, erhöhen noch den intimen Reiz dieſer Kunſt. Auch den Heiligen der Kirche gab man die Züge edler Florentiner und ſchöner Florentinerinnen, was freilich wenige Jahre ſpäter Savonarolas frommen Zorn entflammte. Und wie Ghirlandajo mit ſeinen Fresken, ſo ſchuf Polizian mit ſeinen lateiniſchen Epigrammen eine Galerie berühmter Zeitgenoſſen; Künſtler und Dichter beſeelte der gleiche hohe Begriff vom Wert des gegenwärtigen Augenblicks. — Ein Drang nach Schönheit hatte die Menſchen alle ohne Ausnahme erfaßt, und es herrſchte ein Wettſtreit, das Vollkommene zu ſchaffen, wie ihn heute niemand mehr völlig nachfühlen kann. Jedes Gewerbe ſtrebte zur Kunſt, und der niedrigſte Handwerker hätte ſich geſchämt, nicht auch an ſeinem allerkleinſten Teil zur allgemeinen Veredlung des Lebens beizutragen. Auch an dem beſcheidenſten Gebilde jener Zeit erkennt man noch die tiefe glühende Liebe zur Sache. Das hohe Anſehen des bildenden Künſtlers iſt eine Errungenſchaft jener begeiſterten Tage, wofür das Griechentum kein Vorbild geliefert hatte; es ſchuf ja auch keine

Muſe für die bildenden Künſte. — Jedes Organ war zur höchſten Genußfähigkeit erzogen, kein unſchöner oder trivialer Gegenſtand ſollte das Auge beleidigen oder abſtumpfen, und die Geſetze des Schönen, die heute mühſam wieder aufgeſucht werden, lebten in der genialen Generation als zweite Natur. Die Umgebung, die geſelligen Formen, die Kleidung, der Schmuck, der Tanz, die Waffen, auch Spielereien, Embleme, alles erhielt eine künſtleriſche Pflege. In der Sprache wurde kein unzulänglicher oder zufälliger Ausdruck geduldet. Von dem ganzen ungeheuren Kulturſchatz iſt dem verarmten Volk nur dieſe köſtliche Sprache geblieben, in der ſich höchſte Eleganz mit vollkommenſter Natürlichkeit, ja Nonchalance vereinigt; die Freude am treffenden, plaſtiſchen, ſchön ziſelierten Wort bewahrt ſich der Florentiner bis herab in die niedrigſten Schichten noch heute als ſein hochgehaltenes Erbteil. Damals aber war dieſe Sprache das herrliche Gefäß eines neuen und ſtarken, von allen Seiten mächtig einſtrömenden Inhalts, denn nun drängten ſich alle modernen Wiſſenſchaften gleichzeitig ins Leben — während der Humanismus blühte, bereiteten Paolo Toscanellis Entdeckungen auf Galilei vor. Ebenſo wie für die Feinheit der geſprochenen Sprache war das Ohr für jeden Reiz der Verskunſt empfänglich

und ausgebildet — die Muſe des Polizian könnte davon erzählen, wie es ihr ſpäter erging, als dieſer Geiſtesfrühling abgeblüht war und ihre rhythmiſchen Feinheiten und gewollten Unregelmäßigkeiten, die unter keinem Geſetz als dem des Wohlklangs ſtehen, von den gelehrten, ſilbenzählenden Editoren verballhorniſiert wurden, bis ſeine Dichtungen nach Jahrhunderten endlich wieder in die Hände eines Dichters, des Carducci, fielen.

Auch die Poeſie war jener Zeit eine geſellige Kunſt. Von der unzugänglichen ſpiritualiſtiſchen Höhe, in die ſie ſich verſtiegen hatte, holten Lorenzo und ſeine Freunde ſie herunter und ſtellten ſie mitten hinein ins Leben des Tages. Wie Goethe zu ſeiner Zeit ans deutſche Volkslied, ſo knüpften ſie mit ihrem tiefen Naturgefühl an die rispetti und strambotti an, die noch in allen Gauen Toskanas umgingen, und die Poeſie, die ſie vom Volke empfingen, gaben ſie dem Volke verſchönert und vertieft zurück. Sie allein von allen italieniſchen Dichterſchulen kannten und pflegten das echte „Lied", das Lied, wie wir Deutſche es verſtehen. Dieſe Lieder haben zwar nicht die Tiefe und die Kraft, noch die ſeelenvolle Schwermut unſeres deutſchen Volksliedes, übertreffen es aber an Grazie, Schalkhaftigkeit, an liebenswürdiger Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit, es

ſind die Lieder eines Künſtlervolks, das zu ſpielen weiß und die Dinge nicht allzu tief nimmt. Die Lieder des Magnifico und des Polizian, die der Komponiſt und Orgelbauer Antonio Squarcialupi und jener berühmte deutſche Muſiker Heinrich Iſaak, Lorenzos langjähriger Hausgenoſſe, in Muſik ſetzten, traten augenblicklich in den Kreislauf des florentiniſchen Lebens ein, es anfeuernd und erregend. Denn es gab damals kein totes geiſtiges Kapital, dem Leben gehörte alles. Beſonders die ballata, das Tanzlied — ja nicht zu verwechſeln mit der Ballade nordiſchen Urſprungs — war geſchrieben, um geſungen und getanzt zu werden. Wenn ſich am 1. Mai die Blüte der florentiniſchen Jugend auf der Piazza Santa Trinita zum Tanz verſammelte, ſo ſchwebte das entzückende Lied des Polizian

Ben venga Maggio
E'l gonfalon selvaggio

wie ein Schwarm geflügelter Liebesgötter durch die Lüfte. Jahrhundertelang hat ſich dieſes Lied unter der ländlichen Bevölkerung Toskanas lebendig erhalten, als die ſchöne Sitte des alten Maienfeſtes längſt aus der Stadt Florenz verſchwunden war. Dieſes Lied, das ſchönſte des Polizian, widerſtrebt der Ueberſetzung, wie im Grunde jede

höchſte lyriſche Offenbarung, die ſtets der Genius ihrer Sprache ſelbſt gedichtet hat. Wer wollte „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh“ in ein fremdes Gewand kleiden? Der Sinn läßt ſich freilich immer wiedergeben und auch ein gewiſſer Wohlklang, nicht aber der Eindruck aufs Gemüt, den eine ganz beſtimmte Reihenfolge von Vokalen hervorbringt, noch die Nebenvorſtellungen, die durch ein beſtimmtes Wort geweckt werden. Unter gonfalon iſt der aufgepflanzte Maien zu verſtehen als das grüne Banner des Lenzes, aber das deutſche Wort drückt nicht zugleich das Schwellende, Langhinwallende aus, das in dem italieniſchen liegt und gleich den friſchen Hauch des Lenzwindes mitbringt.

Die ballata war auf toskaniſchem Boden ſeit grauem Altertum einheimiſch als glücklich gewahrtes Erbe eines feinhörigen Volkes, das unter freiem Himmel lebt. Da rinnen die drei Schweſterkünſte von ſelbſt zuſammen: der Vers jauchzt auf im Geſang, und der Geſang entfeſſelt ſeine volle Harmonie im Rhythmus leichter jugendlicher Glieder. Lorenzo bemächtigte ſich dieſer Gattung, die Polizian nach ſeiner Art aufgriff und zur höchſten Vollendung führte. Häufig wurden die Tanzlieder auch unmittelbar für den Gebrauch des Augenblicks improviſiert.

Bei den Feſten, in den Hallen und Gärten der neu entſtandenen Paläſte kamen die donne gentili und die giovani adorni zuſammen und ſangen ſich unter den Wechſelfiguren des Tanzes die Strophen des Polizian und des Medici zu. Es iſt wie eine Kulthandlung, an der nur die Eingeweihten ſich beteiligen dürfen:

Gott Amor ſei in unſres Tanzes Mitte,
Und wer nicht liebt, der wende ſeine Schritte.

Der Mürriſche, der Eiferſüchtige, der Gleichgültige ſind aufgefordert ſich zu entfernen. Wie viel geſchmeidigen Anſtand erwartete man von dem Tänzer, und welch ſchalkhaftes Spiel konnte er treiben, wenn er in einem Kreiſe ſchöner Frauen eine ballata wie dieſe auszuführen hatte:

Kann mir von dieſen Frauen Eine ſagen,
Was ſich mit meinem Herzen zugetragen?

Von einem ſchönen Weib iſt es entflogen,
Das ihm für Liebe ſchlechten Lohn geſpendet,
Doch auf dem Heimweg ward es abgezogen
Durch neuen Reiz, der völlig mir's entwendet.
Die Liebe hat es ledig heimgeſendet,
Von wem nur ließ ſich's unterwegs erjagen?

Gefangen hat es eine edle Fraue
Mit ſüßen mitleidsvollen Augenſtrahlen.
Ich fürchte, daß ich's niemals wieder ſchaue,
So binden feſt die Reize, die es ſtahlen.
Gerufen hab' ich's ſchon zu tauſendmalen,
Bei ihr doch bleibt's, bei ihr iſt ſein Behagen.

Ihr Frauen, welche mir's von euch genommen,
Sie ſei ihm hold und heg' es mit Erbarmen,
Und da es freien Triebs zu ihr gekommen,
Belohne ſolche Treue ſie dem Armen,
Wenn ſie es gütig hält im Neſt, im warmen,
So wird ſich's nie aus ihrer Nähe wagen.

Die ballate waren ein- oder mehrſtimmig geſetzt; der durchgehende Reim, an deſſen Stelle zuweilen der volle Refrain ſteht, deutet wohl die wiederkehrende Tanzfigur an. Ihr Inhalt iſt ſehr mannigfach. Meiſt gaukeln ſie auf der anmutigen Grenze zwiſchen Galanterie und Leidenſchaft hin, zuweilen jedoch fallen ſie in die ausgelaſſene Karikatur, indem ſie die treuloſe Kokette verſpotten und der Liebe ſelbſt ein Schnippchen ſchlagen. — Darum ſetzen ſie einen bei aller Eleganz der Form ſehr zwangloſen Unterhaltungston voraus. Auch das Volk ſang und tanzte ſie auf öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken, denn mit ſeinen Verſen ſchlang der Magnifico ein

magiſches Band zwiſchen ſich und ſeinem Volke. Auf einem alten Holzſchnitt in der früheſten Ausgabe ſeiner Tanzlieder ſieht man dargeſtellt, wie eine Schar Mädchen ihm mit Geſang und Reigentanz unter den Fenſtern ſeines Palaſtes Huldigung darbringt; gewiß lebt in dieſem Bilde noch eine Erinnerung an die feſtlich heiteren Tage fort, wo der fürſtliche Dichter zugleich der maitre de plaisir ſeines Volkes war.

Eine beſondere Abart der ballata ſchuf Lorenzo in den canti carnascialleschi. Der altflorentiniſche Faſching, wie er ihn vorfand, ſcheint ein monotones und plumpes Ding geweſen zu ſein: verkleidete Männer zogen truppweiſe durch die Straßen und äfften mit Geſang und Gebärden die zum Maienfeſt ziehenden Frauen und Mädchen nach. Dieſe dürftigen Anfänge entwickelte er zu dem glänzenden vielgeſtaltigen mediceiſchen Karneval, der in der Kunſtgeſchichte ſo berühmt iſt, der ſeinem Schöpfer aber den Vorwurf zugezogen hat, ſein Volk mit Vorbedacht entnervt und korrumpiert zu haben. In den Kanzelreden Savonarolas mochten ſolche Anklagen auch am Platze ſein, aber die Nachwelt ſollte doch pſychologiſcher urteilen. Sie ſollte vor allem mit dem Dichtertemperament rechnen, das ſelbſtherrlich iſt und ſich nicht zu Nebenzwecken gebrauchen läßt.

Wenn der erlauchte Dichter in den canti carnascialleschi ſeinen frivolen Launen ſo toll den Zügel ſchießen ließ, ſo tat er es, weil dieſer Zug von Hauſe aus in ſeiner Muſe lag. Zum Charakter des Florentiners, den Lorenzo in allen ſeinen Schattierungen repräſentiert, gehört die Freude an der Zweideutigkeit mit; eine Boccaccio-Ader geht durchs ganze Volk. Die Texte, die der Magnifico zu ſeinen Maskenzügen dichtete, hätten in der Menge keinen ſo jauchzenden Anklang gefunden, wären ſie nicht ſo echt florentiniſch geweſen. Indeſſen fehlte auch hier die höhere Gattung nicht. Zum „Triumph des Bacchus und der Ariadne" ſchenkte Lorenzo ſeinem Volk jenes unvergeßliche dionyſiſche Feſt- und Jubellied:

Quant' è bella giovinezza

das in ſeinem ſtürmiſchen Schwung ſo ſchön die wegfliegende, unwiederbringliche Stunde ausdrückt und durch deſſen wehmütig-trotzigen Refrain

Di doman non c' è certezza

ſchon eine Ahnung von dem nahen Ende dieſer ganzen Jugendherrlichkeit zieht.

Um es in ſeiner erſten Friſche zu genießen, müſſen wir uns die Stunde zurückrufen, wo es zum erſtenmal durch die Straßen erſcholl: einen

Winternachmittag im alten Florenz, die engen menſchenwimmelnden Gaſſen von einer feſtlichen Reiterſchar erfüllt, den Triumphwagen mit dem dionyſiſchen Paar, das Schwärme von Satyrn und Bacchantinnen umgeben, als Gefolge den wackelnden Silen und Midas, der die langen Ohren hängen läßt, ſowie eine Schar muſizierender Epheben, und nun auf mächtigen Schwingen über alle hinbrauſend das Bacchuslied:

Lebt und liebt in Jugendwonne!
Bald vermodern wir im Grunde.
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Bacchus kommt mit ſeiner Trauten,
Beide ſchön und freudeſprühend,
Was des Schickſals Wetter brauten,
Immer eins dem andern glühend.
Auch die Nymphen jugendblühend
Sind entzückt von Herzensgrunde.
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Dieſe muntern Faunenrotten,
Um die Nymphen zu bezwingen,
In den Büſchen, in den Grotten
Lauern ſie mit hundert Schlingen.

Bacchus treibt ſie jetzt zum Springen,
Stampfend tanzen ſie die Runde.
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Und die Nymphen leiden's gerne,
Daß die Satyrn ſie erhaſchen,
Nur ein Herz vom Guten ferne
Schlüpft dem Amor durch die Maſchen.
Jetzt vereint im Takt, im raſchen,
Tanzen, wirbeln ſie die Runde.
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Wie ein Faß auf Eſelsrücken
Schwankt Silen bezecht und munter,
Ob ihn Wanſt und Jahre drücken,
Treibt's der Alte bunt und bunter.
Fällt er manchmal auch herunter,
Lacht er doch aus Herzensgrunde:
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Hinter dieſem Trunkenbolde
Zeigt ſich Midas von den Kühlen,
Was er anrührt, wird zu Golde,
Doch was hilft's, in Schätzen wühlen!

Kann der Menſch noch Freude fühlen,
Wenn die Zung' ihm klebt im Munde?
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Hör' ein Jeder, was ich ſage:
Keiner kümm're ſich ums Morgen!
Mann und Weib an dieſem Tage
Lebe froh und leidgeborgen!
Tut ſie ab, die blaſſen Sorgen!
Tanzt und jubelt in der Runde!
Freue ſich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.

Mädchen und verliebte Knaben,
Hoch der Wein und hoch die Liebe!
Laßt uns Luſt die Fülle haben!
Gebt das Herz dem ſüßen Triebe!
Weg die Mühn, die Freudendiebe!
Dem Verhängten ſchlägt die Stunde.
Jubelt heut im Freudenbunde!
Keiner kennt die nächſte Sonne.
Lebt und liebt in Jugendwonne!
Bald vermodern wir im Grunde.

An der Ecke der Via larga erreicht die bacchantiſche Luſt, die alles fortreißt, ihren Gipfel,

praſſelnd fliegen die Fackeln in die Luft und ſtecken die kahlen Aeſte einer Pappel, die vor dem Mediceerpalaſte ſteht, in Brand. Im Frühjahr wird der verſengte Baum neue Blätter treiben, und Polizian, der allenthalben mediceiſche Zeichen und Wunder ſieht, wird das Ereignis in einem lateiniſchen Epigramm feiern. Vor unſern Augen aber iſt der Vorhang weggezogen, der damals den Blicken der Freudetrunkenen jenes „Morgen" noch verhüllte. Und wir ſehen einen andern Karneval heranrücken, einen trübſeligen, von Mönchen ausgeheckten, der in ſchauriger Weiſe den mediceiſchen Karneval parodieren wird. Ein „Triumphzug des Todes" zieht durch die Straßen, den Feſtwagen mit Särgen vollgetürmt, die auf ein gegebenes Zeichen ſich öffnen, heraus ſteigen die Gerippe und ſtimmen nach der Melodie des Bacchusliedes einen Bußgeſang an:

Tote ſind wir, wie ihr ſehet,
Was wir ſind, ihr ſollt es werden. —

Und unter den geiſtlichen Geſängen, mit denen das erſchütterte Volk antwortet, erſchallen vielleicht des dahingegangenen Magnifico eigene Lauden, der ſeinem Volk für jede Stimmung, für

den höchſten Jubel wie die tiefſte Zerknirſchung, die Zunge lieh.

Doch noch einen Augenblick, bevor die Aſche darauf niederfällt, halten wir das ſtrahlende Bild der mediceiſchen Tafelrunde feſt. Noch haben wir nicht alle ihre Mitglieder geſehen. Neben dem Dioskurenpaar Lorenzo und Polizian erſcheint das ſcharfumriſſene Profil des genialen Spötters Luigi Pulci, des begabteſten unter drei Dichterbrüdern. Wir kennen ihn ſchon aus der „Falkenjagd", wo er mit ſeiner kühnen Naſe die Pferde ſcheu macht und die Sonettenwut ihn abſeits treibt, daß er ſich zerſtreut und dichtend in die Büſche verliert. Er iſt der Erfinder des komiſchen Epos und der Erſte, der die Ritterromantik ins Burleske zog. Auch ihm iſt die Poeſie vor allem ein geſelliges Vergnügen, er will mit ſeinem bizarren Humor ſich ſelber und die Freunde unterhalten. Weshalb er von ſeinen Landsleuten als Dichter über Lorenzo geſtellt wird, geſtehe ich nicht zu wiſſen. Auch der beſte Witz veraltet, während die Poeſie unſterblich iſt. Der Morgante Maggiore hat ſeine Zeit gehabt, bis vor den ewig menſchlichen Geſtalten des Arioſt, die gleichwohl ihm ihren Urſprung danken, die Figur des täppiſchen Rieſen verbleichen mußte. Daß Lord Byron an dem Gedichte ein beſonderes Gefallen fand

und es ſogar zu überſetzen verſuchte, erklärt ſich aus gewiſſen gemeinſamen Zügen der beiden Dichter. Es iſt entſchieden etwas Verwandtes in der kavalièren Art, wie ſie mit Perſonen und Dingen umſpringen, auch in der köſtlichen Familiarität ihrer von komiſchen Einfällen reichen Sprache. Nur daß der Florentiner nicht ſo gallig iſt wie der Brite, weil ihm die menſchlichen Unzulänglichkeiten offenbar ein inniges Vergnügen bereiten. Wenn im übrigen Meſſer Luigis Gedicht nicht mehr ſo unmittelbar genoſſen werden kann, ſo mag ſein Schatten ſich darüber tröſten. An dem freudigen Beifall, den er im Mediceerhauſe fand, wenn er dort des Abends im Kreis der Madonna Lucrezia die neu entſtandenen Geſänge vorlas, hatte er ſeinen Lohn dahin. Da zündete jeder Witz, und jede geiſtreiche Anſpielung oder komiſche Erfindung tat ihre augenblickliche Wirkung. Die fromme Dichterin nahm auch an den gelegentlich mit unterlaufenden Gottloſigkeiten, die dem Verfaſſer den Ruf des Atheismus zuzogen — etwas in damaliger Zeit ganz Unerhörtes — keinen Anſtoß, ſondern drängte den Dichter durch ihre eifrige Teilnahme zur Fortſetzung, wogegen freilich Savonarola wenig Jahre ſpäter den Morgante des Scheiterhaufens würdig fand. Sie ſtand zu ihres Sohnes Freunden auf mütterlich ver-

trautem Fuß, die gute Madonna Lucrezia, — im Gegenſatz zu ihrer feudalen römiſchen Schwiegertochter, die ſich nie ſo ganz in den florentiniſchen Ton finden konnte, und wenn der Sohn gerade nicht zugänglich oder nicht erreichbar iſt, ſo wenden ſich die ewigen Wünſche, Klagen und Bedrängniſſe an ſeine Mutter. Alle ſchütten ihr das Herz aus, und was etwa zu unbeſcheiden oder zu kitzlig iſt, um es direkt vor Lorenzo zu bringen, das nimmt den Umweg über Frau Lucrezia. Und wozu das Staatsoberhaupt für die Freunde herhalten mußte, erſieht man aus deren Korreſpondenzen. „Ich habe ihn ja ſchon daran gewöhnt, mit mir Geduld zu haben," ſchreibt einmal Polizian an Lucrezia, „ſo oft habe ich ihn angehen müſſen, da er ſich meine Not zu Herzen genommen hat und ſich vorgeſetzt, meinen Unſtern zu überwinden." Bald ſoll er bei der Steuerbehörde vermitteln, bald einem verurteilten Verwandten Begnadigung erwirken, dem ein Amt verſchaffen, jenem ein Darlehen verlängern laſſen, den eingefleiſchten Hageſtolz und Weiberfeind Luigi Pulci ſoll er gar in den Hafen der Ehe lotſen. Unermüdlich ſcheint Lorenzos Wohlwollen für die Freunde, ſeine Nachſicht gegen ihre Eigentümlichkeiten geweſen zu ſein. An Polizian, dem unglücklichen, von Madonna Clarice aus dem Hauſe gejagten Pädagogen, wird

7. Luigi Pulci und Matteo Franco

Zwei Porträts aus dem Ghirlandajo-Fresko von Santa Trinita

(Nach: A. Warburg, Bildniskunst und florentinisches Bürgertum)

er keinen Augenblick irre, ſondern findet inmitten der dringenden politiſchen Gefahren noch Zeit, ſeine Lebenslage anderweitig zu ſichern. Eine anſtändige Verſorgung gab es für die Literaten nur innerhalb der Kirche, deshalb war es Lorenzos ſtändige Bemühung, ſeine Schützlinge mit geiſtlichen Aemtern und Benefizien auszuſtatten, und es wurde nicht ſtark danach gefragt, wie ſich das Prieſtergewand mit ihren ſonſtigen Gewohnheiten vertrug. Polizian als neugebackener Pievano ſchildert in einem halb komiſchen, halb ärgerlichen Schreiben, wie die Zudringlichen, die ihn täglich überlaufen, um ſich lateiniſche Sprüche, Embleme, Epigramme u. ſ. w. zu erbitten, ihm kaum die Zeit laſſen, in Eile ſein Brevier herunter zu leiern. Leo X. hat nachmals das väterliche Beiſpiel ins Große getrieben, indem er die literariſchen Hausfreunde ſtehenden Fußes zu Kardinälen machte, und wenn Polizian lange genug gelebt hätte, um ſeinen ehemaligen Zögling auf dem päpſtlichen Stuhle zu ſehen, ſo wäre ihm der Purpur ſo wenig entgangen, wie dem Bibbiena oder dem Bembo, die ihre Würde auch nicht ihren Verdienſten um die Kirche dankten.

Ebenſo wie Polizian hat auch der unruhige Luigi Pulci immer etwas zu wünſchen, zu fordern, zu klagen, bald für ſich, bald für ſeine Brüder,

wovon der älteſte, Luca, gleichfalls einer der Dichtergenoſſen, ſo ſchlechte Wirtſchaft führt, daß er die ganze Familie zu Grunde richtet und — ſeltſam genug für einen nahen Freund der Medici — ſein Leben im Schuldgefängnis beſchließt. Dabei bleibt Meſſer Luigi doch immer der vornehme Mann mit dem ſicheren Anſtand und einem leiſen mephiſtopheliſchen Zuge, der den Medici als ſeinesgleichen behandelt. Und jener kann ihn nicht entbehren, ſo bunt er es zuweilen treibt. In ſeinen Briefen an Lorenzo, die noch ſo friſch ſind, als wären ſie geſtern geſchrieben, ſchäumt der volle Strom des damaligen Lebens. Mit den politiſchen Informationen, die er liefert, ſchüttet er ganze Säcke voll Tollheiten aus, und es muß mager zugehen, wenn nicht auch gleich ein paar Sonette mit herausfallen, deren Inhalt aber der perſönlichen Beziehungen halber ſchwer verſtändlich iſt; auch ſind viele derſelben in der Gaunerſprache verfaßt, für die der bizarre Dichter ein eigenes Vokabularium niederſchrieb.

Einen Stich ins Gauneriſche hat auch ſeine originelle Proſa, in der die Florentinismen mit den abenteuerlichſten eignen Einfällen abwechſeln. Nicht einmal eine Todesnachricht kann er mit ernſthafter Miene geben, ſondern da heißt es: „der So und So hat ſich ausgeſtreckt, ſo lang er

war" oder „er iſt gegangen das Korn wachſen hören". Und doch fühlt man unter der launigen Manier die Gewohnheit des ernſten konzentrierten Handelns durch. Sein halbes Leben verbrachte er als politiſcher Agent Lorenzos, und daß man nicht weiß, welcher Art ſeine Aufträge waren, ſpricht am deutlichſten für Meſſer Luigis Zuverläſſigkeit.

Sein Rivale in der Sonettenkunſt, in den witzigen Einfällen und in der Gunſt Lorenzos war der Kaplan Matteo Franco, jener getreue mediceiſche Hausgeiſt und Luſtige Rat, der ſpäter Lorenzos jüngerer Tochter Maddalena in ihr glänzendes römiſches Elend folgte, um ſie für den Verluſt des Vaterhauſes zu tröſten. Zwiſchen ihm und Meſſer Luigi ging die Schlacht mitunter ſcharf. In ihrem Sonettengeplänkel, das ſcheinbar nur der geſelligen Unterhaltung dienen ſoll, ſetzt es blutige Hiebe, die den Getroffenen zur Wut reizen, während ganz Florenz ſich an dieſem poetiſchen Hahnenkampf beluſtigt. Wenn es zu arg wird, ſo kommen beide Parteien zu Lorenzo und fordern Genugtuung. „Ihr wollt der Welt Eure Güte und Langmut beweiſen, indem Ihr dieſen Feind der Menſchheit über Waſſer haltet", ſchreibt ihm einmal Matteo Franco, „— oder meint Ihr wohl, Ihr müſſet die Freude der Menſchen an Eurem Anblick herabdämpfen durch die Gegenwart dieſes

Greuels? Aber ich will auch ein Schurke werden, wenn das der Weg in Eure Herzkammern iſt.“ Noch leidenſchaftlicher gebärdet ſich Luigi Pulci, dem der Zorn Fieberanfälle verurſacht. Lorenzo aber ſteht unbeirrt in all dem Aufruhr, er, der glückliche Erfinder der Gleichgewichtspolitik, weiß auch die hadernden Freunde auseinander zu halten und jedem das Seine zu geben.

Sonſt aber waren die Sängerwettkämpfe, die im Palazzo Medici ausgefochten wurden, friedlicher Art. Inmitten der Wirren, die auf die Verſchwörung der Pazzi folgten, erließ Lorenzo den Aufruf zu einem Sonettenturnier über das Thema: Amor und Fortuna. Drei von der mediceiſchen Tafelrunde, darunter natürlich Polizian, nahmen den Handſchuh auf, indem ſie Lorenzos Sonett paraphraſierten und mit Scharfſinn und Schmeichelei kommentierten. Der poetiſche Wert dieſer halbgelehrten Spielereien iſt freilich gering, es war dabei offenbar mehr auf eine Gymnaſtik des Geiſtes abgeſehen, die denſelben in der qualvollen Seelenſpannung friſch und beweglich halten ſollte. Höchſt reizvoll und originell muß dagegen das cantare improvviso geweſen ſein, das im Mediceerkreis im Schwange war und überhaupt, wie es ſcheint, zur eleganten Erziehung mit gehörte. Nach der Abendmahlzeit, wenn die Geiſter

der philoſophiſchen Debatten müde waren, griff man zu den Muſikinſtrumenten und zog ſingend und ſchwärmend in die ſternenhellen Straßen hinaus, der Medici ſelbſt ſamt Polizian und den anderen Freunden, unter denen der heitere Baccio Ugolini, der Liebling des mediceiſchen Kreiſes, als Improviſator den größten Ruf genoß. Auch jener Cardiere, der nach Lorenzos Tod die unglückverkündende Geiſtererſcheinung hatte, gehörte zur Geſellſchaft. Es wurden Serenaden vor den Fenſtern ſchöner Damen gebracht, wobei das muſikliebende Volk ſich zutraulich unter die vornehmen Sänger miſchte. Die Texte der Lieder waren ein Erzeugnis des Augenblicks, und ein jeder mußte bereit ſein, einem jeden ſofort in der angeſchlagenen Tonart Antwort zu geben. Das cantare improvviso war noch lange danach eine Lieblingsunterhaltung der Florentiner. Aus dem Benvenuto Cellini kennen wir jenen gewandten Improviſator, dem der einſame Michelangelo des Abends durch alle Straßen und in alle Kneipen nachging, um ihn zu hören. — Lorenzo ſelbſt war ein Meiſter in dieſer Kunſt: als er ſich zur Badekur in Porretta aufhielt, erſchien Baccio Ugolini unerwartet daſelbſt, um ihm Geſellſchaft zu leiſten, und es war ein Feſt für die ganze Umgebung, wenn die beiden des Abends gegen-

einander im Stegreif ſangen. Auch ſein Sohn Piero erbte das Talent; Polizian war nicht wenig ſtolz auf ſeinen Schüler, als der Jüngling ihn eines Abends mit einer Schar anderer Improviſatoren in ſeinem Hauſe überfiel und dem poetiſchen Fechtmeiſter mit ſeinen „Motti“ und ſeinem „rimbeccare“ ſo wacker zu Leibe ging, daß dieſer in ihm das väterliche Genie zu erkennen glaubte. Die „Motti“ waren wie die Tiroler „Schnadahüpfln“, nur in unendlich verfeinerter Form, irgend eine allgemeine Sentenz mit perſönlicher Anwendung, das „rimbeccare“ die Erwiderung hierauf, welche den Angriff des Gegners gleichfalls durch eine Sentenz aufnehmen und zurückweiſen mußte. Großen Wert legte man auf das Improviſieren, als auf eine Schule des Witzes und der Schlagfertigkeit, wodurch die jungen Leute geübt wurden, alle perſönlichen Gaben zur augenblicklichen Verfügung zu haben. Wie man auf der Straße nicht unbewaffnet ging, mußte man auch im Geſpräch immer auf der Parade liegen, denn eine ſcharfe Zunge war von je Spezialität der Florentiner. Ohne ein Quentchen Salz gefielen auch die Frauen nicht; wenn Lorenzo de' Medici die Reize der idealen Geliebten ſchildert, vergißt er nicht das dolcemente mordere.

Verſteht ſich, daß die Stegreifdichtungen bisweilen auch ernſten Inhalt hatten und einem feierlichen Anlaß dienten. Bei Lorenzos Rückkehr von ſeiner halsbrecheriſchen neapolitaniſchen Reiſe, als Polizian ſich durch die jubelnde Volksmenge nicht bis zu dem Ankömmling durchdrängen konnte, ging er hin und dichtete ſtehenden Fußes die ſchönen lateiniſchen Diſtichen, in denen die mächtige Erregung des Augenblicks nachzittert:

O wie wünſcht' ich die Hand des Heimgekehrten zu drücken!
Und dem Frohen wie froh hätt' ich Willkommen geſagt!
Doch kaum faſſen des Volkes Gewühl die geräumigen Hallen,
Von der Begrüßenden Schwall zittert das mächtige Haus.
Rings umdrängt ihn die Schar der purpurtragenden Väter,
Er ob allen erhöht ſteht mit der ragenden Stirn.
Was nur beginn' ich? Tret' ich hinzu? Mich hindert die Menge.
Red' ich ihn an? Es erſtirbt zagend im Munde das Wort.
Nur ihn zu ſeh'n iſt vergönnt, der hoch ob allen emporragt,

Dieſes alleinige Recht läßt mir der neidiſche Schwarm.
Wie von erhabener Stirn ſich Glanz der Hoheit verbreitet,
Wie ſich vom göttlichen Mund ſtrahlende Helle ergießt!
Freudig erglänzt ſein Geſicht; mit Hand und winkendem Haupte
Gibt er, mit Augen und Mund, freudige Grüße zurück.
Nichts vermag ich. Und doch den ſchuldigen Dienſt zu verrichten,
Drängt der Sitte Geheiß, drängt mich des Herzens Begehr.
Geht, ihr Verſe, und ſagt's dem Mediceer, dem teuren:
Dieſen geflügelten Gruß ſendet dein Angelus dir.

Wie Lorenzo ſich überall perſönlich einſetzte, wo es galt, den Freunden zu nützen, ſo konnte er auch auf ſie zählen, wie auf lauter Wiederholungen ſeines Ichs. Die Leidenſchaft, womit ſie an ihm hängen, hat etwas vom Ungeſtüm der Liebenden an ſich. Iſt Lorenzo fern, ſo ſcheint der ganzen Geſellſchaft der Lebensnerv zu fehlen, kaum daß es ſich verlohnt, einen guten Einfall zu haben, den er nicht hört. Einzige Stellung eines Protek-

tors, von dem zugleich jede materielle Wohlfahrt und alle geiſtige Anregung ausgeht! „Welchem Himmelslicht," redet ihn einmal Polizian in ſeinen lateiniſchen Verſen an, „haſt du den Glanz deiner Augen entwendet? Wenn du die geliebten Lichter auf mich wendeſt, ſo fühle ich alle Wonnen vereint in meiner Bruſt. Leicht ſind mir dann die Muſen zu Willen, und heller ſtrahlt mir das Tagesgeſtirn. Aber wenn du die geliebten Lichter abwendeſt, ſo verſagen ſich mir die Muſen, und die Sonne verdunkelt ihr Licht. Warum wendeſt du ſie ab, Lorenzo? Gib, o gib, ich flehe dir, meinen Augen das Licht, gib mir die Freuden wieder, die du Neidiſcher mir genommen haſt — aber ſchnell!"

Das iſt nicht die Sprache höfiſcher Untertänigkeit, wie ſie etwa ein Taſſo gegen den fürſtlichen Gönner führt; wie kalt, wie künſtlich und verſchnörkelt ſind deſſen poetiſche Huldigungen an den Eſtenſer! Freilich fehlte es der Muſe des Polizian an Stolz, und niemand kann beſtreiten, daß ſein Charakter ſeinem Genie nicht ebenbürtig war. Wenn man ſieht, wie er in die lateiniſchen Stilübungen, die er dem jungen Piero diktierte, neben allerlei Neuigkeiten und Stadtklatſch auch ſeine eigenen Wünſche und Bedürfniſſe mit einfließen ließ, um an dem Knaben gelegentlich einen

Fürſprecher zu haben, oder ihn für die Zeit ſeines Mündigſeins auf die Erwartungen und Anſprüche des Lehrers vorzubereiten, ſo wird man ſogar geneigt, die Maßregel der Madonna Clarice, als ſie den Pädagogen eines Tages in Lorenzos Abweſenheit vor die Tür ſetzte, in minder grellem Lichte zu ſehen, denn man begreift, daß der moraliſche Einfluß ſeiner Erziehung kein glänzender ſein konnte. Aber was Polizian an den Mediceer band, das war neben der Dankbarkeit für den Mann, der ihn dem Elend entriſſen hatte, doch vor allem die glühende Verehrung für das ſtärkere Dichtertemperament, das dem ſeinigen zur Anlehnung diente. Der Haltloſe bedurfte ſeines Lauro, ſeines Lorbeers, an deſſen Stamm er ſich emporrankte, in deſſen würzigem, ſchmuckloſem Laub er die ganze Pracht der eigenen überreichen Wunderblüten entfalten konnte. Lorenzo und ſein Haus ſind der ewige und beſte Inhalt der Polizianſchen Poeſie — der beſte, weil der am tiefſten empfundene. Es liegt etwas frauenhaft Anſchmiegendes in dieſem Dichternaturell und ſeiner Begeiſterung für den mächtigen Freund.

Mit gleicher Zärtlichkeit, aber in männlicheren Tönen, äußert Luigi Pulci ſeine Liebe zu Lorenzo. Schon ſeine Herkunft aus einem altadligen, wenn auch verarmten Geſchlecht und ſeine höheren

Jahre weiſen ihm eine ſelbſtändigere Stellung an. „Du biſt und bleibſt ein guter Junge und mein Lauro", ſchreibt er mit einer kameradſchaftlichen Vertraulichkeit, die Schreiber wie Adreſſaten ehrt. Noch um eine Färbung leichter und intimer iſt freilich der Ton gegen Giuliano, auf den das Prädikat eines „guten Jungen" auch augenſcheinlich beſſer paßt. Auch für Luigi Pulci iſt das höchſte Glück Lorenzos Gegenwart. „Mein Los iſt, dich zu lieben und wenig in deiner Nähe zu ſein," klagt er das eine Mal, und das andere Mal ruft er in einem wahren Verzweiflungshumor: „Wenn du mich vergäßeſt, würde ich mich ſelbſt vergeſſen!" — Daß auch er gelegentlich in des Freundes literariſche Fußſtapfen trat, indem er die Nencia da Barberino durch die noch handgreiflichere Beca da Dicomano überbot, iſt ihm als Servilismus gegen den erlauchten Autor ausgelegt worden. Aber die Nencia iſt dem Pulci ſo aus dem Herzen geſchrieben, daß es vielmehr zu verwundern wäre, wenn er dieſe Tonart nicht aufgenommen und fortgeführt hätte. Auch läßt ſich bei ſo engem literariſchem Verkehr das Mein und Dein nicht ohne weiteres durch Prioritätsrecht ſondern.

Einer lebte in dieſem Kreis, der die andern alle überglänzte und der dem Medici auch im

345073B

Leben als Gleicher gegenüberſtand: Giovanni Pico Graf von Mirandola. Seine Stellung als jüngerer Bruder des regierenden Herrn von Mirandola und ſeine hinreißenden perſönlichen Eigenſchaften ſchienen ihn auf eine glänzende Rolle im öffentlichen Leben hinzuweiſen, ein innerer Zwang aber zog ihn unwiderſtehlich zu den ſchwerſten geiſtigen Problemen. An ihm iſt wie an ſo vielen ſeiner großen Zeitgenoſſen vor allem die Stärke des Inſtinkts zu bewundern, die ihn ſchon als Knaben auf die ihm gemäße Bahn führte. Mit vierzehn Jahren hatte das fürſtliche Wunderkind ſich nach Bologna begeben, um Rechtswiſſenſchaft zu ſtudieren, und von dort trieb es ihn raſtlos auf italieniſchen und franzöſiſchen Univerſitäten umher, wo er ſich der Reihe nach philoſophiſchen, theologiſchen, linguiſtiſchen und literariſchen Studien widmete; ein phänomenales Gedächtnis unterſtützte dieſen unerſättlichen Wiſſensdrang. So trat er denn, als kaum Erwachſener, wie Marſilio Ficino, der Platoniker, wie Polizian, der Dichter-Philologe, völlig fertig auf den Plan. Als er zwanzigjährig in Florenz erſchien, hatte er ſchon einen leiſen Anflug von Weltmüdigkeit, der ihn aber doch nicht hinderte, ſich in einen romantiſchen und halsbrecheriſchen Liebeshandel zu verſtricken, aus dem er eben noch mit heiler Haut entkam. Ganz Florenz begeiſterte

ſich für den fürſtlichen Jüngling, der im höchſten Grad die Gabe der Anziehung beſaß. Nicht einmal Savonarola konnte ihm widerſtehen. Schon ſein Aeußeres bezauberte. Er war ſchön und ſtattlich gewachſen, vom edelſten Geſichtsſchnitt, mit heller Haut und weißen Zähnen, und in ſeinen Mienen ſchien nach Polizians Zeugnis „etwas Göttliches zu leuchten". Aber dieſes Licht brannte ſo ſtark, daß feinfühlige Naturen ſich dabei eines leiſen Bangens nicht erwehren konnten. Alles an ihm erſchien bedeutungsvoll und wie vorher beſtimmt. Marſilio Ficino, der griechiſche Weiſe, ſah in ſeinem erſten Zuſammentreffen mit dem jugendlichen Pico lauter Wunderzeichen. Pico, dem man oft eine abſtruſe Vielwiſſerei vorwirft, war weit entfernt, ſich die fertigen Diſziplinen um ihrer ſelbſt willen anzueignen, er ſuchte nur die weiteſten und freieſten Standpunkte, um von da aus die Grundlinien einer neuen Weltanſchauung zu ziehen. Was keinem der Gelehrten von Profeſſion damals einfiel, das ſchwebte dem jungen Fürſtenſohn als das Ziel vor, dem er ſeine kurze Lebensfriſt widmete: er wollte alle je dageweſenen philoſophiſchen Syſteme und Religionen ergründen und ſie zu einer großen, im Chriſtentum gipfelnden Einheit zuſammenfaſſen. Mitten in dem Streit zwiſchen ſcholaſtiſcher und humaniſtiſcher Bildung

ſchob er ſeine Grenzen weit über die feindlichen Lager hinaus in eine Ferne, die den Zeitgenoſſen Schwindel erregen mußte. Daß das Chriſtentum und der Platonismus weſentlich eins ſeien und beſtimmt, einander zu ergänzen, war der Grundgedanke der platoniſchen Schule von Florenz; Pico ging viel weiter, indem er aus jeder abgedorrten Gedankenſaat den lebendigen Keim retten, in allen geiſtigen Mächten, die jemals wirkſam waren, die Grundidentität nachweiſen wollte. Er hatte ſich der orientaliſchen Sprachen bemächtigt, um auch Talmud und Kabbala in den Bereich ſeiner Forſchung zu ziehen, und angetan mit dem gewaltigen Rüſtzeug ſeines Wiſſens unternahm er es, griechiſche Philoſophie, jüdiſche Geheimlehre und die Mythen aller Völker mit dem Kirchenglauben unter einen Hut zu bringen, indem er das Widerſtrebende durch allegoriſche Deutung und das Unbekannte durch Analogie erklären wollte. Er reiſte nach Rom und erbot ſich, ein philoſophiſcher Don Quichotte, in neunhundert kühnen Theſen de omni re scibile die Wahrheit ſeiner Meinungen gegen jedermann öffentlich zu verteidigen. Seine Abſicht ſollte ihm aber ſchlecht bekommen: in Rom zog ſich ein Gewitter über ſeinem Haupte zuſammen. Der Papſt verbot nicht nur die Disputation, ſondern ſetzte auch das Buch, das die

berühmten neunhundert Theſen enthielt, auf den Index, und der Verfaſſer ſelbſt entging nur mit knapper Not einem Ketzergericht. Der energiſchen Verwendung Lorenzos gelang es zwar, den Uebelangekommenen vor perſönlicher Verfolgung zu ſchützen, die Rücknahme der über Picos Werk verhängten Maßregel konnte er aber, trotz der eben geſchloſſenen Familienverbindung, bei Innocenz nicht erwirken. Und Pico, ſeines guten Willens bewußt, doch ohne die Möglichkeit, ihn kurzſichtigeren Geiſtern zu beweiſen, erſchrocken vor dem Feuer, das er entfacht hatte, und zu zart, um ſolchen Stürmen Widerſtand zu leiſten, zog ſich melancholiſch in die Einſamkeit der Villa Querceta bei Florenz zurück, die ihm als eine Art Verbannungsort angewieſen war. Daß er ſeine Liebeslieder verbrannte, iſt vielleicht, trotz Polizians Bedauern, für die Poeſie kein Schade, denn Pico war eine wiſſenſchaftliche, keine künſtleriſche Natur. Ein frühzeitiger tiefer Ernſt war über den Jüngling gekommen, der indeſſen trotz der Anfeindungen in ſeinen theologiſch-philoſophiſchen Arbeiten fortfuhr. Lorenzo und der engere Freundeskreis blieben ihm treu, und es gehört zu den ſchönſten Zügen des Mediceers, wie er ſich mit einer Leidenſchaft, die keine Scheu kannte, für den mißhandelten Freund einſetzte. Man möge

ſich hüten, ſchrieb er nach Rom, einen Mann von ſolchen Gaben zur Verzweiflung zu treiben, damit er ſich nicht am Ende zu einem auffallenden Schritt gegen S. Heiligkeit hinreißen laſſe. „Zwar i ch perſönlich," heißt es in dem nachdrücklichen Schreiben weiter „würde wenig dabei verlieren, denn welchen Weg er auch gehe, mir wird er immer zugetan bleiben, wie ich ihm."

Indeſſen darf man nach dieſer kühnen Sprache nicht etwa erwarten, den Schreiber oder ſeinen Schützling ſich in einen Kampf gegen das Syſtem, deſſen Ausfluß dieſe Verfolgungen waren, verwickeln zu ſehen. Es lag im Charakter jener Menſchen und ihrer Zeit, ſich nur mit den Perſönlichkeiten zu befaſſen und die geiſtigen Widerſprüche ruhig nebeneinander liegen zu laſſen. Derſelbe Mäcen, der an der Spitze jedes geiſtigen Fortſchritts ſtand und dem Pico ſeine die Kurie ſo tief verſtimmende „Apologie" widmen konnte, nahm auch von einem Vallombroſaner Mönch die Widmung ſeiner „Wunder des hl. Gualbertus", einer von den wüſteſten Teufelsgeſchichten ſtrotzenden Schrift, huldvoll entgegen.

Mit Lorenzos Tode verlor Pico ſeinen beſten Halt, und der Anlehnungsbedürftige klammerte ſich an einen Engeren und Stärkeren, als er ſelber war, an Lorenzos großen Gegner Savonarola.

Auch dieſer Widerſpruch darf nicht befremden, hatte ja der ſterbende Lorenzo ſelbſt, ohne von ſeinem Weſen das geringſte aufzugeben, ſich noch mit dieſer Gewiſſensmacht auseinanderzuſetzen geſucht.

Ein Mönch iſt Pico nie geworden. Auch in der Aſkeſe behielt er die liebenswürdigen Formen und die Duldſamkeit des Weltmanns, ſowie einen Teil des äußeren Glanzes bei. Mit Marſilio Ficino und Polizian blieb er in engem Verkehr bis zuletzt und verwandte ſeine großen Einkünfte teils zum Bücherſammeln, teils zu wohltätigen Stiftungen. Eine prophetiſche Frau hatte einſt bei ſeinem Anblick geäußert, er werde um die Zeit der Lilien ſterben. Am Tag, wo Karl VIII. von Frankreich in Florenz einzog, dem „Tag der Lilien", wie die Florentiner ſagten, verſchied Pico, zweiunddreißigjährig, in den Armen Savonarolas. Im Kloſter San Marco wurde er im weißen Dominikanerhabit, das er lebend niemals hatte anlegen wollen, begraben, wenige Schritte von der Stelle, wo zwei Monate früher Polizian gleichfalls in der Dominikanerkutte beigeſetzt worden war. Fünfzig Jahre ſpäter ſollte die kleine ſtille Kolonie im Kloſter San Marco noch einen weiteren Zuwachs erhalten, da der Letzte von dem mediceiſchen Dichterkreis, Girolamo Benivieni, neunundachtzigjährig,

ſich zu ſeinem Pico, der ihm lebend unzertrennlich vereint geweſen, ins gleiche Grab betten ließ.

Pico von Mirandola iſt ein merkwürdiges Beiſpiel dafür, daß das geiſtige Temperament dem phyſiſchen nicht immer zu entſprechen braucht. An ſeiner Perſönlichkeit iſt alles Feuer und quellendes Leben, aber der Boden ſeines Geiſtes trägt viel dürres Holz. Seine Zeit freilich dachte darüber anders; ſelbſt der ſonſt nicht allzu beſcheidene Polizian lehnte den Vergleich mit Pico ab, als zu hoch für ihn. Er ahnte nicht, daß von jenem dereinſt dicke Bände voll unfruchtbarer Gelehrſamkeit unberührt in den Bibliotheken verſtauben würden, während an ſeinen eigenen Verſen noch ſpäte Jahrhunderte ſich berauſchen. Und doch lag Picos Wollen ein großer und tiefer Zug zu Grunde, worin er ſeine Zeitgenoſſen weit überflügelte. Er ahnte die Umriſſe einer künftigen, Auf- und Niedergang umfaſſenden Weltkultur; und er fühlte, er allein von allen, unter der Vielheit der Erſcheinungen die Einheit aller Dinge. Aber es waren verfrühte Gedanken, die er in keine Formel zu bringen vermochte, weil ſeiner Zeit die Mittel dazu fehlten, ähnlich wie Leonardo ſich mit Erfindungen trug, für die Phyſik und Mechanik nicht reif waren. So ſteht er als einſamer Sonderling in der Kulturgeſchichte.

Mehr aus der begeiſterten Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Freunde, als aus dem, was von ihm übrig iſt, laſſen ſich die bezaubernden Züge ſeiner Perſönlichkeit erkennen.

Das gleiche Jahr ſah neben Pico von Mirandola und Polizian auch den heiteren geſelligen Baccio Ugolini ſterben — alle drei in der Blüte der Jahre. Luigi Pulci war ſchon früher gegangen, „das Korn wachſen hören", man weiß nicht wann und wie. Der ganze mediceiſche Dichterfrühling war beſtimmt, in ein vorzeitiges Grab zu ſinken. Lorenzo ſelbſt eröffnete den Reigen. Von der Lebenszähigkeit ſeiner Ahnen war nichts auf ihn übergegangen. Der ſchmerzliche Zwieſpalt eines Geiſtes, der ſich auf der Höhe der ewigen Ideen halten möchte und doch zugleich in den traurigen Winkelzügen weltlicher Klugheit heimiſch ſein muß, die Zerſplitterung eines Menſchen, den die Natur zum Dichter und Seher gemacht hat, den Geburt und Verhältniſſe aber ſowie der eigene Wille mit der Regierung belaſten, mit einer Regierung, die umſomehr Geiſtesaufwand erfordert, als ſie keine formell anerkannte, ſondern nur eine durch die Tatſache ſich erweiſende, täglich neu zu erringende und zu bekräftigende iſt — dieſe unerhörte Doppelexiſtenz verzehrte ſchnell die Kräfte. Der tödliche Ueber-

druß am Leben, das Suchen nach dem „höchſten Gut“ in den Lauden, das ſich in eine faſt Schopenhaueriſche Sprache kleidet, was iſt es anders, als der Schrei der Seele nach dem Ideal?

Der Durſt, der ſtets uns quält, iſt nicht zu ſtillen
Aus dieſes, jenes Bächleins Murmelfluten,
Er brennt und wächſt im trüben irdiſchen Willen,
Der Quell nur, der lebendige, löſcht die Gluten.
Kann ich den ewigen Lebensquell erreichen,
Dann werd' ich trinken, und der Durſt wird weichen.

Iſt es möglich, dieſe Töne für bloße artiſtiſche Verſuche nach der religiöſen Seite zu nehmen? — Als ſein Leben zur Neige ging, dichtete er noch das Schauſpiel San Giovanni e Paolo, das gewiſſermaßen als ſein politiſches Teſtament zu betrachten iſt. Es wurde für die Brüderſchaft von San Giovanni geſchrieben, und Lorenzos eigene Söhne traten darin auf. In dieſem Stück, das von Todestraurigkeit durchweht iſt, haben ſich ganz im Gegenſatz zu ſeinen übrigen Dichtungen, die nur den Menſchen Lorenzo ſpiegeln, die Prinzipien und Erfahrungen des Herrſchers niedergeſchlagen. Die Lehren, die der ſcheidende Conſtantin ſeinen Söhnen hinterläßt, ſind augen-

ſcheinlich auf Piero gemünzt, und mit ähnlichen Gedanken wie der Held des Stückes mochte damals der Dichter ſelbſt auf den Erben ſeiner Herrſchgewalt blicken:

Ihr werdet's fühlen, wieviel Not und Schmerzen
Die Herrſchaft bringt, die euch ſo ſehr am Herzen.

Solche Stimmen, wie ſie Conſtantin II. nach dem Tode ſeiner Brüder zu hören bekommt, mußten einſt nach der blutigen Kataſtrophe im Dom von Florenz auch in Lorenzos Ohren und vielleicht in ſeiner Seele geklungen haben:

Weiß Einer, was ihm frommt? Wie oft hienieden
Hat zwiſchen Brüdern Zwieſpalt ſich entzündet!
Vielleicht beweinſt du deines Vaters Söhne,
Damit, was Vieler war, dich Einen kröne.

Denn was der Menſch niemals geſtehen würde, der Dichter iſt gezwungen, es aller Mit- und Nachwelt auszuſprechen.

Lorenzos Tod war die Sonnenwende der italieniſchen Renaiſſance. Wohl reiften noch die herrlichſten Werke in den Hochſommergluten, aber ſie atmen nicht mehr die frohe Zuverſicht des ſteigenden Jahres. Aus der Stadt des Lebens,

wo jetzt die Aſkeſe ihre Geißel ſchwang, mußten die Künſte fliehen, um ſich ſchnell auf römiſchem Boden ins Ungeheure zu ſteigern und dann zu verzerren. Am ſchlimmſten fuhr, wie begreiflich, die Dichtkunſt, die nicht ſo leicht wie ihre Schweſterkünſte ſagen kann: Ubi bene ibi patria. Von ihrem toskaniſchen Nährboden losgeriſſen, verlor ſie den direkten Zuſammenhang mit der Natur und ſonderte ſich mehr und mehr ab von der geſprochenen Sprache. Die italieniſche Poeſie mußte es lernen, im höfiſchen Schnürleib und Reifrock zu gehen, und ſie hat ihr weißes ländliches Jugendgewand, in dem Lorenzo de' Medici ſie zum Tanze führte, niemals wieder gefunden.

Die Bella Simonetta

8. Simonetta (?)

Handzeichnung des Leonardo da Vinci

(Nach: H. Brockhaus, Forschungen über Florentiner Kunstwerke)

Dunkles Trauergeleit enttrug Simonetta, die schöne,
Süß noch hauchte der Reiz ihr vom erblichenen Mund,
Amor lauerte nah und warf, da keiner sich wahrte,
Von dem geschlossenen Aug' tausend Geschosse ins Volk.
Tausend Herzen bestrickt' er mit Schein des lächelnden Lebens,
Trotzend sprach er zum Tod: mein ist die Schöne noch jetzt.
Mein ist die Schöne noch jetzt, nicht hast du sie ganz mir entrissen,
Sieh, noch auf traurigem Schrein kämpft Simonetta für mich. —
Sprach's und schluchzte, denn nun erkannte der Knabe, die Stunde
Sei für Tränen allein, nicht für Triumphe bestimmt.

Angelo Poliziano.

Durch den Zaubergarten der florentiniſchen Frührenaiſſance ſchwebt eine ätherleichte Frauengeſtalt. Obwohl von Fleiſch und Bein, berührt ſie mit der Sohle kaum den Boden und ſcheint „such stuff as dreams are made of“. Als blumenſtreuende Frühlingsnymphe wandelt ſie durch die Bilder Botticellis und durch die Geſänge des Polizian. Doch obwohl ſie eine unauslöſchliche Spur hinterlaſſen hat, iſt über ihre Perſönlichkeit der Schleier der Vergeſſenheit gebreitet. Bei den Dichtern heißt ſie die „bella“, auch die „diva“ Simonetta, und die Ueberlieferung nennt ſie die Geliebte des Giuliano de' Medici. Das iſt faſt alles, was man von ihrem Leben weiß. Ihr früher Tod hat ſie ganz ins Reich der Poeſie entrückt und ihr den Platz neben ihren berühmteren Schweſtern Beatrice und Laura angewieſen.

Es war ein Tag der Trauer für die Stadt Florenz, als am 27. April 1476 die ſchöne Simonetta im offenen Sarg, damit die Sonne noch einmal ihre Schönheit beleuchte, nach der Kirche Ogniſſanti zu Grabe getragen wurde. Wo der Zug vorüber kam, drängte ſich das Volk um die Bahre und machte mit ſeinem Zuſtrom das Totengeleit einem Triumphzug ähnlich; „und wer die Schöne lebend kannte, der wurde nicht nur zur Trauer, ſondern mehr noch zur Bewunderung be-

wegt, daß ſie den Liebreiz, der im Leben unvergleichlich ſchien, im Tode noch überbot, wer ſie aber nie zuvor geſehen hatte, den faßte ein ſchmerzliches Bedauern, daß er eine ſolche Schönheit nicht früher gekannt hatte, ehe ſie der Welt auf immer entriſſen war, und daß er ſie nur ſehen durfte, um ſie auf ewig zu beweinen."

Mit dieſen Worten ſchildert Lorenzo de' Medici den Eindruck dieſes Trauerfalls auf ſeine Mitbürger, und nachdem er die Frühgeſchiedene als das Urbild aller weiblichen Grazie und Holdſeligkeit gezeichnet und ihren Tod ein „öffentliches Leid" genannt hat, erzählt er, wie alle florentiniſchen Talente in Verſen und Proſa wetteifernd dieſen herben Verluſt beklagten und wie ein jeder nach ſeinem Vermögen ſich bemühte, die Tote zu feiern. Von dieſen Bemühungen iſt noch eine Reihe mehr oder minder glücklicher Proben aus den Federn damaliger Hof- und Gelegenheitsdichter erhalten. Lorenzo ging ſelbſt mit dem Beiſpiel voran, aber nicht ihm, ſondern dem jugendlichen Sänger von Montepulciano verdankt Simonetta ihre Unſterblichkeit. Seine ſchöne Elegie Dum pulchra effertur nigro Simonetta pheretro iſt dieſen Zeilen in der Ueberſetzung vorangeſtellt, die als ein Notbehelf gelten ſoll, da der ganze wunderbare Vollklang des Originals im Deut-

schen nicht zu erreichen ist. Drei schwere Spondäen mit dumpfen Vokalen, wie die ersten Takte eines Trauermarsches, leiten die Schilderung des Leichenzugs ein, worin der Dichter die Höhe seiner Kunst erstiegen hat. Offenbar hielt er selbst diesen Vers für unerreichbar, da er ihn aus einer früheren Elegie über den Tod der schönen Albiera degli Albizzi teilweise herübernahm. Alles Gefühl ist hier von der Kunst aufgesogen, die in ihrer Strenge und Einfachheit an den Bau eines alten Tempels erinnert. Eine Trauerhalle hat der Dichter mit diesen Distichen errichtet, worin die tote Simonetta in unvergänglicher Schönheit aufgebahrt liegt. Aber populär konnten die lateinischen Verse nicht werden, und der Name Simonettas wäre mit der ganzen humanistischen Zeitrichtung untergegangen, hätte der junge Dichter ihr nicht mit den berühmten Stanzen seiner Giostra auch in der Vulgärsprache ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das Gedicht, das von einem Turnier Giulianos de' Medici den Namen führt, feiert die Liebe des bel Julio zu der bella Simonetta. Nur der erste und ein Teil des zweiten Gesanges sind fertig geworden, aber dieses blendende Fragment eröffnet in der italienischen Literatur eine neue Epoche, die ganze spätere Renaissancepoesie hat sich daran gebildet.

Zu dem Glühen und Blühen der Sprache gesellt sich eine verwirrende Fülle von Bildern, die freilich den dürftigen Gegenstand fast erdrückt und auf die Länge unerträglich geworden wäre. Auch die modernsten Sardanapale der Poesie erreichen nicht die überschwengliche, durch alle Reize der Lautmalerei verfeinerte Pracht der Sprache, mit der Poliziano seine wundersame, friedelose Kyprisinsel schildert, die den Glanzpunkt der Dichtung bildet. Dort blühen alle Blumen gleichzeitig, dort kämpfen die Tiere jeder Zone um Liebesgunst, dort sind alle die verschiedenen durch die Liebe erzeugten Leidenschaften und Schwächen personifiziert beisammen, um als aufgeregte Miliz die Kinder der Venus zu begleiten, und die Kunst des Hephästos hat an den Palasttoren die Macht der Göttin in einem Zyklus von Bildwerken dargestellt, an deren Beschreibung Botticelli und Raphael und wer kann sagen, wie viele andere Künstler, bis herab zum Veroneſe sich begeistert haben? Unbedenklich, wie immer, hat der große Plagiator den griechischen und römischen Autoren, die damals nur in den Gelehrtenkreisen bekannt waren, die schönsten Steine ausgebrochen, um seine kunstvolle Mosaikarbeit daraus zusammenzufügen. Doch er schaltet mit seinem Raub wie mit einem freien Eigentum. Und die Verse

ſcherzen und koſen, ſie rinnen endlos in blitzendem Spiel wie ein Strom über goldhelle Kieſel, wer wird ihn fragen, woher er ſein Waſſer hat? Nichts iſt hier in Wahrheit klaſſiſch, das Dekorative überwuchert alles, und das ganze olympiſche Aufgebot verhält ſich zu ſeinen antiken Vorbildern etwa wie ein florentiniſcher Faſching zur Panathenäenfeier. Aber das eben gibt der Gioſtra ihren Wert, daß der Dichter, wo er nachahmen wollte, vielmehr eine neue Gattung ſchuf. Zwiſchen den umgeworfenen Falten der Klaſſizität lugt ahnungsvoll die Romantik ſpäterer Tage hervor; der ewige Garten der Venus iſt das Vorbild für Alcinens und Armidens Zaubergärten geworden.

Den Künſtlern, die damals der chriſtlichen Stoffe müde zu werden begannen und die zur antiken Literatur noch wenig Zugang hatten, vermittelte die Gioſtra die helleniſche Fabelwelt. Ruhm genug für Poliziano, daß Raphaels Galatea an der Wand der Farneſina nur eine Uebertragung ſeiner Verſe in Farben iſt. Was poetiſch an dem Gedicht ein Fehler genannt werden muß, die Ueberfülle der Bilder, das kam der Malerei zu gute, die ſich lange Zeit aus dieſen Stanzen nährte. Daß Botticelli ſich aus der Gioſtra geradezu das Rezept zu ſeinen zwei ſchönſten Bildern, der „Ge-

burt der Venus" und der ſogenannten „Primavera" holte, iſt von der Kunſtforſchung unwiderleglich nachgewieſen. Verlockend iſt auch die dabei aufgeſtellte Vermutung, daß die beiden Bilder im Auftrag des mediceiſchen Brüderpaares gemalt worden ſeien, als eine Apotheoſe der über Tod und Vergänglichkeit triumphierenden Simonetta, denn die ſeltſam elegiſche Stimmung, die über der „Primavera" ſchwebt, wird freilich ſo am beſten erklärt. Wenn die frühgeſchiedene Simonetta als Perſonifikation des berauſchend ſchönen, ſchnell hinwelkenden toskaniſchen Frühlings erſcheint, ſo verſteht man, warum die Liebesgöttin mit ſo ernſter Haltung in der Mitte des Bildes ſteht und warum die Grazien in ihren traumhaft leichten Reigen die unſagbare Wehmut legen, die den Beſchauer unwiderſtehlich ergreift. Aufgabe des Zephyrs iſt es dann, die ewigen Rechte des Lebens zu behaupten, indem er die fliehende Nymphe haſcht, Merkur mit ſeinem Stab verteilt die Todesnebel, um einen leuchtenden Morgen heraufzuführen, und der Wechſeltanz der Grazien preiſt die Reize der Freigebigkeit, wie ſie Goethe im Geiſte der Antike geſungen hat:

Anmut bringen wir ins Leben,
Leget Anmut in das Geben —

Leget Anmut ins Empfangen,
Lieblich iſt's, den Wunſch erlangen —

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmutig ſei das Danken.

Welch glücklichere Widmung als dieſe konnte an die mediceiſchen Brüder gerichtet werden? — Wenn aber das Bild wirklich die Verklärung der Diva Simonetta bedeutet, ſo trägt es auch mit Recht den vielfach angefochtenen Namen „Primavera", denn es nimmt alsdann in neuer Faſſung das antike Motiv von der mit jedem neuen Frühling eintretenden Wiederkehr der Kore auf.

Ob nun, wie vermutet worden iſt, der ſtark beſchädigte Kopf der Frühlingsnymphe auf der „Primavera" wirklich einmal die Züge der Simonetta getragen hat, oder ob dieſe, wie andere glauben, vielmehr in der Liebesgöttin auf der „Geburt der Venus" erhalten ſind, muß dahin geſtellt bleiben, mit ebenſo gutem Recht könnte man ſie auf dem ſchönen in London befindlichen Bilde desſelben Künſtlers „Mars und Venus" ſuchen, das ganz augenſcheinlich gleichfalls der Gioſtra ſeine Entſtehung verdankt.

In der Gioſtra begegnen wir der ſchönen Simonetta noch lebend, aber zur Nymphe idea-

liſiert, leider ſind die Stellen, die ſich auf ſie beziehen, poetiſch die ſchwächſten. Was der eigentliche Plan des Gedichts geweſen iſt, läßt ſich aus ſeinem fragmentariſchen Zuſtand nicht erkennen. Man nimmt an, daß es nach dem Tode der Simonetta begonnen ſei, um den Liebenden durch Verherrlichung ſeiner Waffenkunſt aus der Trauerſtimmung zu Ruhm und Taten aufzurufen. Dieſe Vermutung dürfte indeſſen nur für den zweiten Geſang zutreffen, denn bei ſchärferem Zuſehen drängt ſich dem Leſer die Empfindung auf, daß der erſte Geſang auf völlig anderen Spuren ging. Mit dem ungeheuren Apparat von hundertundfünfundzwanzig Oktaven wird dort das ſchöne Paar nur bis zu einer erſten flüchtigen Begegnung geführt. Im zweiten aber iſt ſchon das Getändel, das noch kaum begonnen hat, zu Ende: ein wahrheitverkündender Morgentraum läßt die Nymphe, von düſterer Wolke umhüllt, vor des Jünglings Augen davongetragen werden, um dann in verklärter Geſtalt als der leuchtende Genius ſeines Lebens zurückzukehren. Nichts deutet in der urſprünglichen Anlage des Gedichts auf eine ſolche Wendung hin. Ueber der Begegnung der Liebenden wölbt ſich ein reines Blau, das keine Todeswolke ahnen läßt. So wird die Vermutung nicht allzu gewagt ſein, daß die Gioſtra

unter heiteren Auſpizien begonnen wurde, wahrſcheinlich bald nach dem Turnier Giulianos, das den 28. Januar 1475 auf der Piazza Santa Croce ſtattfand und bei dem, wie ſich aus einer anderen Spur ſchließen läßt, die Simonetta als Zuſchauerin anweſend war*), daß aber die Dichtung durch den Tod der Nymphe zum erſtenmal unterbrochen und aus ihrer urſprünglichen Bahn abgelenkt wurde. Die Fortſetzung, die langſam wie eine Teppichwirkerei von ſtatten ging, war noch wenig vorgerückt, als die Dolche des Pazzi und Bandini, die den „ſchönen Julio" trafen, auch den Faden des Gedichts für immer abſchnitten. Oder hätte des Dichters eigene Erleuchtung es vorgezogen, ein vielbewundertes Fragment ſtatt eines ungenießbaren Ganzen zu hinterlaſſen?

*) Jenes Turnier iſt noch von einem an ſich übrigens ſehr unbedeutenden Autor beſungen worden, der die amica ad magnificum Julianum in lateiniſchen Diſtichen reden läßt, um ihm ihre mächtige Bewegung bei ſeiner Gefahr und ihr Entzücken über ſeinen gewonnenen Sieg auszuſprechen. Da die ganze Generation nur die eine Simonetta als die Freundin des Giuliano nannte, kann mit der amica kaum eine andere gemeint ſein. Die „boshafte Alte", die neben der Schönen ſitzt und deren unverhohlene Angſt mit ſpöttiſchen Bemerkungen begleitet, ſowie der „große Bruder Lorenzo", der voll Be-

Giuliano erſcheint in der Gioſtra als Jüngling, dem der erſte Flaum ſproßt, noch ſpröde und ein Feind des weiblichen Geſchlechts, nur der Diana und den Muſen dienend. Auf dem Heimritt von wilder Jagd erſinnt er ſeine Lieder und verfolgt arme Verliebte, wo er ihrer anſichtig wird, mit ſeinem Spott. Einer der ſo Verhöhnten verwünſcht ihn ſelbſt zu lieben, Cupido erhört die zornige Bitte und verheißt Rache.

Am ſchönſten Frühlingsmorgen, vor Tau und Tage, ſehen wir hierauf eine erleſene Jägerſchar, mit Spießen und Pfeilen bewehrt, in den Wald hinausziehen. Bald ſind wir mitten im wildeſten Jagdgetümmel. Giuliano, von Schweiß und Staub bedeckt, einen grünen Zweig zum Schutz vor der Sonne ums Haupt gewunden — ihn zu ſehen iſt fiera cosa — bricht mit dem Renner durch das wirre Geſtrüpp, um den Eber aufzuſcheuchen. Da erſieht ihn Amor und formt aus Luft das Scheinbild einer ſchönen weißen Hirſchkuh, die den Ungeſtümen weit ab von den Ge-

ſorgnis heranſprengt, weil er den Jüngeren mit einem gewaltigen Streiter ſich in Kampf verwickeln ſieht, geben den ſonſt langweiligen Verſen einige Züge des Lebens. Dieſer mediceiſche Jüngling war eine ſo plaſtiſche Erſcheinung, daß alles, was dichten konnte, ſich mit ihm und ſeinen Herzensangelegenheiten zu ſchaffen machen mußte.

fährten auf eine grüne blumige Waldblöße lockt, wo sie plötzlich in Luft zerrinnt. Aber schon hat der wilde Jägersmann seine Beute vergessen, er hält sein keuchendes Roß, denn auf dem Rasen sitzend erscheint ihm unter weißen Schleiern die schönste Nymphe — Simonetta! Und sobald er sie erblickt, ist es auch um ihn geschehen, er fühlt den schmerzbringenden Pfeil aus ihren Augen in seinen Busen dringen. —

Ihr Aeußeres wird von dem Dichter in einer Vermischung der Wirklichkeit mit Bildern, die zuweilen den Schwulst des Seicento vorausnehmen, folgendermaßen beschrieben:

Weiß ist sie selbst und weiß ihr lichtes Kleid,
Doch reich bemalt mit Blumen, Blättern, Blüten,
Ihr Lockenhaar liegt wie ein Goldgeschmeid
Um eine Stirn, die Stolz und Demut hüten,
In Mienen fürstliche Gelassenheit,
Und doch gebeut ihr Blick der Stürme Wüten,
Der rauhe Forst umsteht sie sanft und lächelt,
Der sie, so zart er kann, bedient und fächelt.

In ihren Augen lacht ein heitres Blau,
Aus dem Cupido seine Pfeile sendet.
Die Lüfte werden lind umher und lau,
Wohin sie ihre Liebeslichter wendet,

Im Antlitz ſtrahlt der Freude Himmelstau,
Lilien und Roſen ſind darauf verſchwendet,
Es ſchweigt der Windhauch, um ihr Wort zu hören,
Ihr Laut klingt wieder in der Vögel Chören.

Der hohen Pallas gleicht ſie, ſpeergerüſtet,
Thalien, wenn ſie in die Saiten greift,
Wenn ſie nach Köcherklang und Jagdlärm lüſtet,
Scheint ſie Diana, die den Forſt durchſtreift,
Ihr weicht der Hochmut, wie er ſich auch brüſtet,
Der Zorn muß nieder, wie er zankt und keift,
Ihr zum Geleit iſt jede Huld und Wonne,
Die Schönheit zeigt auf ſie als ihre Sonne.

Ihr ſieht man Sittſamkeit zur Seite ſchweben,
Der kein verſchloßnes Herz den Eingang wehrt.
Die Güte wandelt menſchlich ſchön daneben,
Den holden Gang hat jene ſie gelehrt.
Zu ihr kann Roheit nicht die Blicke heben,
Eh' ſie in Reue ihren Fehl verkehrt,
Mit jedem Lächeln aus dem ſüßen Munde,
Mit jedem Wort ſchlägt Amor eine Wunde.

Sie hielt ein Kränzlein in den weißen Händen
Und ſaß ſo froh dort auf dem Raſengrün,
Was nur an Blüten Feld und Aue ſpenden,
Fügt ſie dem Kranz mit lächelndem Bemüh'n,

So blumig wie ihr Kleid will sie's vollenden,
Als plötzlich nun Julian vor ihr erschien.
Sie stutzt, den Saum des Kleides faßt sie lose
Und rafft sich auf, die Blumenpracht im Schoße.

Schon wandte sich die Nymphe heimzugehen,
Langsam und zaudernd schritt sie durch das Gras
Und ließ den Jüngling dort in Qualen stehen,
Der all sein Trachten über ihr vergaß,
Doch kann der Aermste nicht sie scheiden sehen,
Weshalb er sie zu halten sich vermaß,
Indem er schüchtern an die Unbekannte
Mit Zittern sich und tief erglühend wandte:

„O wer du seist, erhabne Jungfrau, sprich,
Ob Nymphe, ob von göttlichem Geschlechte,
Am liebsten als Diana grüß' ich dich,
Doch bist du sterblich, nenn' dich deinem Knechte,
Nicht irdisch ist dein Antlitz sicherlich,
Auch weiß ich nicht, nach welchem Gnadenrechte,
Durch welch Verdienst, durch welcher Sterne Segnen,
Ich wert war, solcher Schönheit zu begegnen."

Die Nymphe wendet sich beim Klang der Worte,
Vom holdsten Lächeln ihr Gesicht erhellt,
Ein Berg wohl rückte, sie zu sehn, vom Orte,
Die Sonne stünde still am Himmelszelt,

Dann zwiſchen doppelter Rubinenpforte
Tönt eine Stimme, die den Marmor ſpellt,
So ſüß und ſittig, ſo voll Huld und Güte,
Daß ein Sirenenherz in Lieb' erglühte:

„Ich bin nicht, was ich deinem Geiſt erſcheine,
Mir ziemen Tempel nicht und Opferbrand,
In eurem Arnotal, im Gartenhaine
Etruriens feſſelt mich das Eheband.
Die Wiege ſtand mir auf dem Felsgeſteine,
Dem ſchroffen, an Liguriens rauhem Strand,
Wo mit erzürntem Prall und lautem Schäumen
Neptuns Geſchwader ſich vergeblich bäumen.

Hier lenk' ich einſam oft den Schritt heraus,
Der Ort iſt Simonettas Lieblingsſtätte,
Hier ruhen die Gedanken gerne aus
Bei Blumenflor und grünem Raſenbette,
Die Luft iſt rein und kurz der Weg nach Haus,
Und lieblich ſchlingt ſich hier der Stunden Kette
Im Bäumeſchatten, unter klaren Quellen,
Wo freundlich oft die Nymphen ſich geſellen.

Auch komm' ich oft in müßiger Feierſtunde,
Die uns dem häuslichen Geſchäft entrückt,
In eurer Tempel feierliche Runde
Mit andern Frau'n nach Feſtesbrauch geſchmückt,

Doch daß ich ganz dir geb' erbetne Kunde
Und jeden Zweifel löse, der dich drückt:
Staunst du, woher so zarte Schönheit stamme,
So wisse, Venus selbst war meine Amme.

Doch da die Sonne nun den Wagen neigt
Und schon sich längern dieses Baumes Schatten,
Vorm Laut der Grille die Zikade schweigt,
Im Feld des rauhen Landmanns Mühn ermatten
Und Rauch von jenen hohen Villen steigt,
Die Bäurin schon den Tisch bestellt dem Gatten,
Geziemt's, daß ich den Heimweg eilig finde,
Du kehre froh zu deinem Jagdgesinde. —"

Licht wird es rings in allen Himmelsräumen,
Denn heller glänzt ihr Aug' noch als zuvor,
Mit leichten Schritten, die noch leise säumen,
Durchwandelt sie voll Reiz den Wiesenflor.
Wie Klagelaute scholl's aus Busch und Bäumen,
Leis hob zu weinen an der Vögel Chor,
Das grüne Gras jedoch zu ihren Füßen
Wird rot und blau und gelb vom Tritt der Süßen.

Was tun, Julian? Ihn hält das scheue Bangen,
Sonst folgt' er seinem Sterne sehnsuchtheiß,
Da steht er wie ein Narr und ist gefangen,
In seinen Adern starrt das Blut zu Eis.

9. Giuliano de' Medici

Aus der Anbetung der Könige von Botticelli

(Nach einer Photographie von Alinari, Florenz)

Er regt ſich nicht und ſtrebt doch voll Verlangen
Ihr nach, die nichts von ſeinen Qualen weiß.
Bewundert noch den Gang, den anmutreichen,
Das flatternde Gewand der Göttergleichen.

Ihm ſcheint's, das Herz im Buſen wolle brechen,
Die Seele woll' ihm aus dem Leib entfliehn,
Und ungehemmt in heißen Tränenbächen,
Wie Reif am Strahl der Sonne, ſchmilzt er hin,
Fühlt ſchon im Herzen alle Liebesſchwächen,
Die aus der Seele ihm das Mark entziehn,
Ihr möcht' er nach, doch beben alle Glieder,
Die Liebe ſpornt, die Scham umſtrickt ihn wieder.

Wo ſind, Julian, die Sprüche nun und Gloſſen,
Die oft der armen Liebenden Beſchwer?
Blieb dir kein Spott für deines Grams Genoſſen?
Und macht die Jagd dir keine Freude mehr?
Jetzt hält ein Weib in ihrer Hand verſchloſſen
Dein Denken, Wollen, jegliches Begehr.
Du Aermſter kannſt's in deiner Seele leſen,
Was du jetzt biſt, was du noch jüngſt geweſen.

Vor kurzem folgteſt du des Wildes Bahn,
Jetzt hat ein ſchönres Wild dich eingefangen.
Frei warſt du und biſt Amorn untertan,
Warſt ledig, und du biſt ins Netz gegangen.

Wo iſt dein Herz? Wo deiner Freiheit Wahn?
Ein Weib und Amor ſind's, die dich bezwangen.
Ach, keiner ſoll auf ſeine Stärke pochen,
Denn Kraft und Stolz kann Amor unterjochen.

Hier haben wir ſie alſo vor uns, die leichtſchreitende Nymphe aus der Primavera, ihr über und über mit Blumen beſätes Gewand, das gelockte Blondhaar, die aufgerafften Falten, aus denen die Blumen fallen, das Gras, das unter ihren Tritten bunte Blumen ſproſſen läßt. Der Künſtler müßte ſich dieſes Bildes bemächtigt haben auch ohne Auftrag der erlauchten Mäcene. Die Nymphe Simonetta war wie geſchaffen, um in ihr die keuſche Grazie der florentiniſchen Frührenaiſſance zum Ausdruck zu bringen. Dieſe Kunſt weiß nichts von der ſinnlichen Glut der Venezianer, noch von den grandioſen römiſchen Horizonten; ſie bewegt ſich in der Enge des bürgerlichen Lebens, bei aller Eleganz beſcheiden und innig, wie es einer Stadt entſpricht, die inmitten eines grünen Hügelkranzes eingebettet liegt, über den ſie ſo wenig wie über ihre Familientraditionen hinwegblicken kann. Darum ſchuf die florentiniſche Kunſt aus ihren Frauentypen keine Königinnen, keine Hetären, noch Sybillen. Sie malte die „ehrbare Anmut" der ſchönen anſtandsvollen

Bürgerinnen von Florenz, der ſchlanken, langgliedrigen, mit den zarten, kaum angedeuteten Körperformen, mit den ſchmalen Händen und feinen Fingerſpitzen, mit dem hohen ſtrackgetragenen Halſe und dem aufrechten wiegenden Gang, wie ſie im Chor von Santa Maria Novella und in allen Schilderungen aus jener Zeit ſich finden. Dieſer Typus aber, ins Ideale geſteigert, ergibt die jugendliche Nymphe, das Mittelweſen zwiſchen der Göttin und der Sterblichen. Die fliehende Nymphe, von der die florentiniſchen Dichter ſo gerne ſingen, iſt in ihrer ſchwebenden jugendfriſchen Anmut der Erſatz für das junge Mädchen, das als dumpfes unentwickeltes Weſen von der romaniſchen Poeſie gemieden wird. Simonetta, jung vermählt und kinderlos, war die entzückendſte Verkörperung dieſes Dichtertraums.

Die Verſe, worin Polizian ihre Begegnung mit Giuliano beſingt, enthalten faſt alles, was über ihre Perſönlichkeit bekannt iſt. Wir haben ſie ihren Namen nennen hören, wir haben erfahren, daß ſie einem Florentiner vermählt iſt und von der liguriſchen Küſte ſtammt, und ein paar Strophen ſpäter hören wir ſie noch die weitere, bildlich ausgedrückte Mitteilung hinzufügen, daß ihr Geburtsort Portovenere ſei.

Staunſt du, woher ſo zarte Schönheit ſtamme,
So wiſſe, Venus ſelbſt war meine Amme.

Und zwar muß ich, entgegen der neueren Simonettaforſchung, die in dieſer Nennung der Venus nur das übliche Gleichnis für den Schaum des Meeres ſehen will und den Geburtsort der Simonetta nach Genua verlegt, bei dieſer Auslegung verharren. Denn daß ſie am Meer auf rauhem Klippenſtrand geboren iſt,

Wo mit erzürntem Prall und lautem Schäumen
Neptuns Geſchwader ſich vergeblich bäumen —,

das hat die Nymphe dem Frager ſchon zuvor mitgeteilt. Welchen Sinn könnte es haben, ſie dieſelbe Angabe zwei Oktaven ſpäter unter der Hülle einer verblaßten Metapher wiederholen zu laſſen, und gerade an einer Stelle, wo mit beſonderem Nachdruck

Doch daß ich ganz dir geb' erbet'ne Kunde —

eine neue Enthüllung angekündigt wird? Niemand hat das Recht, dem Dichter, deſſen hervorragendſte Eigenſchaften der feine Geſchmack und der ordnende Verſtand waren, eine ſolch öde Tautologie, ſolche lahm nachhinkende Wiederholung zuzutrauen. Vielmehr iſt es augenſcheinlich, daß er der Nymphe zuerſt nur die all-

gemeine Charakterisierung ihrer meerbespülten Heimatküste in den Mund legt und erst zum Schlusse, da sie ihr ganzes Wesen in ein einziges Wort zusammenfassen soll, sich als die besondere Schutzbefohlene der Venus, als die dem Heiligtum der Göttin Entsprossene enthüllen läßt*).

Portovenere also, wo um die nach der Göttin benannte schwarze Marmorgrotte die Woge rauscht, wo auf der äußersten Klippe hoch über dem Meer der Venustempel gestanden haben soll, dessen angebliche, in eine mittelalterliche Kirche verbaute Reste noch heute gezeigt werden — dieser sagenhafte Sitz der Liebesgöttin war Simonettas Geburtsstätte. Das kleine Felsennest, das auf der westlichsten vorgeschobensten Hügelspitze des Golfs von Spezia liegt und nur durch eine schmale Wasserstraße von der grünen Insel Palmaria getrennt ist, bildet heute noch trotz Schmutz und Verfall den Hauptanziehungspunkt des ganzen zauberhaften Golfs. Daß es sich einst in besserem Zustand befunden hat, beweist die massive Tüchtigkeit seiner ins lebendige Gestein gebauten

*) Im Italienischen klingt der Name von Portovenere noch deutlicher durch:

Meraviglie di mie bellezze tenere
Non prender già, ch'io nacqui in grembo a Venere.

Häuserreihen. Ob Simonettas Eltern dort ein Landgut besaßen, ob ihr Vater, der genuesische Edle Gasparre Cattaneo, in dem Ort, der zu Genua gehörte, ein Amt versah, wird kaum mehr zu ermitteln sein. Da jedoch das eine so möglich ist wie das andere, sehe ich nicht ein, weshalb die ausdrücklich betonte Angabe Polizians nicht zu ihrem Rechte kommen soll. Das Zeugnis Bernardo Pulcis, der in einem langatmigen Klagegesang auf die Diva Simonetta Genua als ihre Vaterstadt am Sterbebette der Nymphe trauern läßt, wird dadurch ja nicht beeinträchtigt.

Die Cattaneo scheinen ein vornehmes Geschlecht gewesen zu sein; daß sie von lange her freundschaftliche Beziehungen zu den Medici in Florenz unterhielten, geht aus noch vorhandenen Briefen hervor. Eine ältere Schwester der Simonetta war die Gattin Jacopos III. von Appiano, Herrn von Piombino. Durch seine Vermittlung wurde Simonetta als Sechzehnjährige mit dem gleichaltrigen Marco di Piero Vespucci vermählt. Auch die Vespucci waren eine angesehene Familie, aber der Zweig, in den Simonetta heiratete, befand sich in herabgekommenen Verhältnissen, denn Messer Piero hatte schon in der Jugend das Seinige vergeudet. Die Häuser der Vespucci lagen

im Borg' Ognissanti, wo auch der aus einem andern Zweig der Familie stammende Amerigo Vespucci geboren ist. Von Pieros Sohn Marco, dem Gatten der Simonetta, weiß man nichts, als daß er später nach der Verschwörung der Pazzi zusammen mit seinem Vater das Exil kostete.

In der Zeit aber, von der hier die Rede ist, gehörten sie noch zum engen Freundeskreis der Medici. Schwerlich wird daher die erste Bekanntschaft Giulianos mit der schönen Simonetta eine so zufällige gewesen sein, wie Polizian sie schildert. Daß seiner Darstellung dennoch Züge der Wirklichkeit zu Grunde liegen, geht aus den Stellen des Gedichts hervor, wo plötzlich zwischen den mythologischen Kulissen die Realität des toskanischen Landlebens gar liebenswürdig durchschimmert. Vergebens aber würde man fragen, wo jenes Landhaus lag, in welchem die Nymphe wohnte; die Beschreibung paßt auf jede Gegend in der Nähe von Florenz.

Die Geschichte weiß nichts von der Liebe dieser beiden. Auch nicht eine prosaische Aufzeichnung ist erhalten, die auf die Beziehungen Giulianos zur Simonetta einen Schein würfe. Aber die Poesie füllt auch diese Lücke aus. Es existiert eine reizende Canzone aus jener Zeit, die die Liebe Giulianos und Simonettas besingt

und den Faden faſt an der Stelle wieder aufnimmt, wo die angeführten Verſe der Gioſtra ihn gelaſſen haben. Sie wurde lange Zeit Giuliano ſelber zugeſchrieben, bis Gioſuè Carducci ſie in ſeiner Polizian-Ausgabe dem echten Urheber zurückgab, unter deſſen rime varie ſie jetzt zu finden iſt. In der Tat, Giulianos Dichtertalent in Ehren, das ja im Hauſe Medici erblich war, dieſe Verſe konnte kein Dilettant gemacht haben; die müheloſe Grazie verrät den Meiſter. Wie ein Chor leichter jugendlicher Nymphen, eine die Hand der andern faſſend, gleiten und ſchwingen ſich die Strophen, indem ſie uns in ihrem Rhythmus den gehaltenen Tanzſchritt vorzaubern, der damals bei der vornehmen Geſellſchaft Mode war. Das Gedicht iſt Giuliano in den Mund gelegt, ein Liebesdienſt, den Polizian ja wiederholt ſeinen Freunden erwieſen hat, und es drückt mit einer Unmittelbarkeit, wie ſie ſonſt nur Selbſterlebtes zu haben pflegt, das unſchuldige Entzücken und die Schüchternheit einer erſten Liebe aus.

Mich zwingt die Minne, herriſch im Bezwingen,
Sie, deren Allmacht alle Weſen frönen,
In meinen ſchlichten Tönen,
Die hohe Luſt, die mich durchglüht, zu ſingen.

Denn ließ' ich nicht hervor den Jubel dringen,
Man müßte Kaltſinn meine Ruhe ſchelten,
Für fühllos müßt' ich gelten,
Hielt' ich die Fülle meiner Bruſt zurücke.

Der fühlt kein Glück, der ſchweigt von ſeinem Glücke,
Und wenig freut ſich, wer ſich freut im ſtillen,
Kann wer mit klugem Willen
Die Zunge zähmen, hat er nie empfunden.

Drum red' ich laut von meinen höchſten Stunden,
Vom Preis der Reinen, die in ihren Ehren
Ich halten will und mehren,
Den Morgenſtern, die Sonn' im Kreis der Sterne.

Doch weiche Neid, und Schmähſucht bleib' uns ferne,
Wenn mir vom Herzen heiß die Worte brechen!
Kein Mund ſoll ſich erfrechen,
Der ſüßen Liebe Heiligtum zu ſchwärzen.

Der Lenz war da, der Freund verliebter Herzen,
Die ſchüchtern glühen und ſich einſam härmen,
In Scharen ſah man ſchwärmen
Das junge Volk, behängt mit Flittertande.

Ich aber, der allein im Jagdgewande
Die Stadt verließ auf rauhem Weidmannspfade,
Ward von des Glückes Gnade
Zum Ort geführt, wo meine Sehnsucht weilte.

Die Nymphe, der mein Herz entgegeneilte,
Erschien mir dort im reinsten Liebesglanze,
So wunderhold beim Tanze,
Mir war's, als wie ins Paradies zu schauen.

Und um sie her ein Kranz erles'ner Frauen,
Von Schönheit strahlend und so edlen Schlages,
Ich dachte jenes Tages:
Nun wandeln alle Göttinnen hienieden.

Doch sie, die Sturm der Seele bringt und Frieden,
Im Antlitz Venus, Pallas an Gebärde,
In ihr ist, was die Erde
An Reiz und Adel hegt, vereint beisammen.

Gedenk' ich ihrer, steh' ich schon in Flammen,
Wie sprech' ich von dem Wunder ohne Gleichen?
Könnt' Eine sie erreichen,
Nicht könnte die mit höh'rem Kranz sich kränzen.

Mag eine andre als die Erste glänzen,
Sie heißt die Erste nicht, sie heißt die Eine,
Wie Nelk' und Lilienreine
Mit allen Blumen weichen vor der Rose.

Um das beſeelte Antlitz hingen loſe
Die goldnen Haare, die der Stirn entſteigen,
Indes im holden Reigen
Sie Himmelsſchritte nach dem Takt bewegte.

Und ob ſie wenig nur die Augen regte,
Doch traf ein Strahl mich dann und wann verſtohlen,
Doch neidiſch hat verhohlen
Des Haares Schleier ſchnell, was mich entzückte.

Die Nymphe ſah's, die erdenwärts Entrückte,
Und neigte ſich erbarmend meinem Sehnen,
Denn den verirrten Strähnen
Wies ſie mit weißer Hand die rechte Stelle.

Und tauſend Liebesgeiſter feuerhelle
Ließ ſie dem ſüßen Augenpaar entſtrömen.
Mich muß es Wunder nehmen,
Daß ich nicht augenblicks zu Aſche brannte.

Dies war das erſte Zeichen, das ſie ſandte,
Das ſtarke Band, mit dem ſie mich gebunden:
Es ſteht zu allen Stunden
Die zauberiſche Huld mir vorm Gemüte.

Noch größres Zeichen ward mir ihrer Güte:
Indes ſich noch der Tanz verſchlang und kehrte, —
O daß er ewig währte! —
Ward ſie zu früh hinweggeholt vom Reigen.

Da sah ich ihr ins Antlitz Bläſſe steigen,
Die ward von Rosenröte schnell vertrieben.
— Ich wäre gern geblieben,
Kam es mit Lächeln aus dem Mund der Süßen.

Und scheidend sah ich noch ihr Auge grüßen,
Drin saß verwirrt Cupido eingeschlossen
Mit seinen Glutgeschossen,
Die er entzündet an verborgnen Flammen.

Sie rafft' ihr köstliches Gewand zusammen,
Mit königlicher Huld von hinnen schwebend.
Ich weiß nicht, ob ich lebend,
Ob ich entseelt des Tags nach Hause kehrte.

Entseelt, so glaub' ich, da ich dich entbehrte,
Mein süßes Licht, und doch vielleicht am Leben
Durch Kraft, die du gegeben
Mit deinem Blick, der mich vom Tod errettet.

Doch wenn das Heil des Treuen denn gekettet
An deines Auges segenskräftige Strahlen,
Warum zu andern Malen
Erscheint mir nicht die Lust, die ich ersehne?

Schon zweimal hat die wandelnde Selene
Am brüderlichen Strahl ihr Licht entzündet,
Und doch noch immer findet
Das Glück den Rückweg nicht zu solcher Wonne.

Der Frühling kehrt, es triumphiert die Sonne,
Es ſchmückt ſich Baum und Buſch mit jungen Blättern,
Verliebter Vögel Schmettern
Erfüllt mit Wohllaut rings die heitern Lüfte.

Das Wild des Waldes paart ſich im Geklüfte,
Der Stier ſucht die Genoſſin auf der Weide,
Wir jugendlichen beide,
Wir ſollten uns dem holden Brauch entziehen?

Soll uns die Jugend ungenützt entfliehen?
Willſt du mit deinem ſüßen Lenze geizen?
Soll an ſo ſeltnen Reizen
Nicht der ſich laben, der am tiefſten ſchmachtet?

Bin ich ein Hirt, der rauh der Herden achtet?
Gemeinen Bluts, mit Jahren ſchwer beladen,
Behängt mit Leibesſchaden?
Ein Bettler gar, der dir verächtlich deuchtet?

Nein, aus erlauchtem Stamm, deſſ' Wappen leuchtet
Und mehrt des Vaterlandes Ruhmeskränze,
Dazu im erſten Lenze,
Und manche mag mir heimlich Seufzer zollen.

Fortunens Güter, die beweglich rollen,
Kann ich mit königlicher Hand verſchwenden,
So üppig ich im Spenden,
So unerſchöpflich ſie im Rückbeſcheren.

Erprobt an Kraft, wie Taten es bewähren,
Von Gunſt umringt, von wackerer Genoſſen
Getreuem Kreis umſchloſſen,
Doch ob man mich zu den Beglückten zähle,

Doch ohne dich, du Hoffnung meiner Seele,
Muß ich das Leben herb und wertlos achten,
Drum laß mich nicht verſchmachten
Nach jenem Glück, das einzig kann beglücken,

Und nach der Blüte laß die Frucht mich pflücken.

Meint man in dieſem Lied nicht die Schöne leibhaft vor ſich zu ſehen, mit der etwas gemeſſenen Grazie, wie ſie das damalige Frauenideal verlangte, und diesmal im reichen Zeitkoſtüm an Stelle der idealen Nymphentracht? Und als Rahmen des Bildes das alte Florenz, die Stadt der Gärten und Villen, der blumenbedeckten Terraſſen und offenen Loggien! Die Verſe ſind geblieben, aber das lebendige Leben, von dem ſie Zeugnis geben, iſt in die Vergangenheit hinabgerauſcht, und es bleibt der Phantaſie des Leſers überlaſſen, ſich ſelbſt die Frage zu beantworten, ob dieſe Liebeserklärung durch Freundesmund der Schönen wirklich dargebracht wurde, oder ob ſie nur dazu dienen ſollte, der einſamen Sehnſucht

des Liebenden durch Beſchäftigung mit dem geliebten Gegenſtand zu ſchmeicheln. Daß es ſich hier nicht um eine ernſtliche Liebeswerbung, ſondern nur um ritterlichen Frauendienſt und Minneſang handelte, wobei der Gatte keinen Grund zur Unruhe und die Welt keinen zum Aergernis ſuchen durfte, iſt klar. Dafür ſpricht nicht nur die Sitte der Zeit und die Oeffentlichkeit der dargebrachten poetiſchen Huldigungen, ſondern auch der ganze Ton der Verſe. An dieſem lieblichen Lied bekehre ſich, wer in der Renaiſſance nur Korruption und Zügelloſigkeit zu ſehen geneigt iſt. Anmutiger iſt niemals ausgedrückt worden, wie reine und feurige Jugend liebt. Welche Zartheit in dieſer Verehrung, die ſich auf die ganze Umgebung des geliebten Weſens ausdehnt, in dem liebevollen Achten auf die leiſeſte Bewegung, in dem Beglücktſein durch das allerkleinſte Zeichen der Huld. Das reinſte „Neigen von Herzen zu Herzen" ſpiegelt ſich in dieſen Verſen, und wenn die Liebe am Schluſſe ihren Lohn zu begehren ſcheint, ſo iſt auch das nur poetiſches Spiel und Ritterſtil. In ähnlicher Weiſe hatte ja Lorenzo viele Jahre lang ſeine Glut für die ſchöne Lucrezia Donati geſungen, und Polizian mit den andern Dichterfreunden hatte ihm dabei poetiſche Schildknappendienſte getan, ohne daß Madonna Clarice ſich

beleidigt gefühlt hätte, ja, das Turnier, das Lorenzo im Jahre 1469 zu Ehren der Königin seiner Lieder gab, war zugleich bestimmt, seine Verlobung mit jener zu feiern! Alle die so öffentlich besungenen Damen sind in ihrer Art Dulcineen von Toboso gewesen. Die Sitte des frühen, rein konventionellen Heiratens und die nichtige Rolle des jungen Mädchens in der Gesellschaft schloß die echte ernstgemeinte Liebeswerbung von Jüngling zu Jungfrau beinahe völlig aus; darum vergnügte man sich mit einem poetischen Scheinbild derselben. Das soll nicht heißen, daß in das reizende Spiel nicht auch ein geheimer Ernst und ein tieferes Empfinden sich einschleichen konnte, aber die Voraussetzung war doch immer der Verkehr in einer idealen Sphäre. Daß zwischen Giuliano und Simonetta nur ein solcher stattfand, scheint außer Zweifel. Der Schüler der Platonischen Akademie, die zu Careggi tagte, kannte wohl den philosophischen Eros, der durch die Liebe zum Irdisch-Schönen die Seele für die ewige Schönheit empfänglich macht und schließlich zur Gottheit emporführt. Ohnehin scheint die schöne Simonetta eine Art Liebeshof regiert zu haben, da Lorenzo von ihr sagt: „Zu ihren wunderbaren Gaben gehörte ein so anziehendes holdseliges Wesen, daß alle, die irgend mit ihr verkehrten, sich

10. La Bella Simonetta

Von Botticelli (?) Aus dem Palazzo Pitti zu Florenz

(Nach: B. Berenson, Italienische Kunst)

von ihr aufs innigſte geliebt glaubten. Und es war faſt unglaublich, daß ſo viele Männer ſie ohne Eiferſucht lieben und ſo viele Frauen ſie ohne Neid preiſen konnten."

Man ſollte denken, daß von dieſer Zauberin, dieſer allgeliebten, auf dem Boden von Florenz auch eine perſönliche Spur noch zu finden ſein müßte. Aber fruchtlos waren alle Nachforſchungen.

Nur einmal bricht die Vergangenheit ihr Schweigen in einem authentiſchen Wort der Simonetta, das wie eine Geiſterſtimme aus der Tiefe der Zeiten heraufſtönt und uns aus dem Feenland der Poeſie mitten in die eiſerne Wirklichkeit des Quattrocento verſetzt. In einem Brief Luigi Pulcis an Lorenzo de' Medici vom Jahre 1472 erwähnt der Schreiber nebenher unter anderen Neuigkeiten die Gerüchte von einer Staatsumwälzung in Piombino, wobei der Herrſcher mit ſeiner Familie den Tod gefunden habe, und fährt dann gleichmütig fort. „Heute im Hauſe Meſſer Pieros habe ich durch Leute, die von dort kommen, gehört, daß ſie alle vergiftet ſeien, auch wie und durch wen, und daß, wer noch nicht tot ſei, ſterben werde. Auch die Simonetta ſagt, es ſei ihr vor mehreren Wochen erzählt worden, daß ihre Schweſter an Gift geſtorben ſei und daß

alle, die getrunken hätten, unfehlbar ſterben müßten.“ Seltſam kontraſtiert die Gelaſſenheit des Briefſchreibers mit den Schrecken, die er berichtet; es waren dies alltägliche Vorkommniſſe, bei denen man ſich nur für die politiſchen Folgen intereſſierte. Und in ſolch rauhen Lüften haben wir uns auch die wie aus Duft und Mondſchein gewebte Geſtalt der Simonetta zu denken.

Ein langwieriges Bruſtleiden führte die ſchöne Nymphe im Frühjahr 1476 der Auflöſung entgegen. Sie wurde von Maeſtro Stefano, dem Leibarzt des Magnifico, behandelt, den dieſer an ihr Krankenbett geſchickt hatte, und Lorenzo ließ ſich täglich nach Piſa, wo er ſich um jene Zeit befand, über das Befinden der Simonetta berichten. Die Anweſenheit des berühmten Arztes ſetzte aber Meſſer Piero in Verlegenheit, da er nicht wußte, wie ihn bezahlen, und wiederholt iſt in ſeinen Berichten an den Gönner von dieſer Klemme die Rede. Kein beredteres Zeugnis für die Reinheit ihrer Beziehungen zum Mediceerhauſe als dieſe Geldnot am Sterbebette der Simonetta. Noch diſputierten die Aerzte über ihr Leiden, das Maeſtro Stefano nicht für Schwindſucht erkennen wollte, als nach einer kurzen ſcheinbaren Beſſerung die Schöne am 26. April der tückiſchen Krankheit erlag. Bernardo Pulci in ſeiner ſchwülſtigen, dem

Giuliano de' Medici gewidmeten Elegie ſchildert ihre Standhaftigkeit im Leiden und ihr gefaßtes Ende. Mit einer verhüllten Wendung läßt er die ſterbende Nymphe andeuten, daß ihr Leben kein glückliches geweſen ſei und daß nur eine ſchöne Neigung ihr einigen Troſt gebracht habe. Zugleich gibt er aber auch ſchon zu verſtehen, daß ſie ein Geſchöpf der Poeſie iſt, indem er die Diva in den oberſten Himmel neben Laura und Beatrice verſetzen will. In den Schlußſtrophen ſchimmert dann das Leitmotiv des ganzen Simonettakultus durch, die Wiederkehr der zur Göttin erhobenen Nymphe auf die Erde:

Ein kalter Stein deckt, Nymphe, deine Glieder,
Doch droben wardſt du als ein Stern empfangen.
Wenn uns dein Licht am hellſten aufgegangen,
So kehr' als Troſt in meine Heimat wieder.

In einem proſaiſchen Kommentar zu ſeinen Gedichten erzählt Lorenzo, wie er an der Bahre der Simonetta ſich zum erſtenmal der Gabe der Poeſie bewußt geworden ſei, und er teilt uns die vier Sonette mit, die das ſchmerzliche Ereignis ihm eingab. Auf einem nächtlichen Spaziergang, da er eben mit einem Freund ſich über das allgemeine Leid unterredet, erblickt er einen noch

nicht geſehenen Stern von ſolcher Helligkeit, daß die davon beſchienenen Körper einen Schatten werfen. Sofort ſcheint es ihm, als müſſe die Seele jenes holdſeligen Geſchöpfes ſich in den neuen Stern verwandelt oder mit ihm verbunden haben, und von dem Gedanken ergriffen, geht er und ſchmiedet ſein erſtes Sonett. Kaum irgendwo erſcheint mir Lorenzo erſtaunlicher als in dieſen vier Sonetten, obgleich ſie poetiſch nicht zu ſeinen beſten gehören. Der reife Mann, der wie ein Atlas die Welt auf den Schultern trug, fand inmitten der höchſten Verantwortungen noch Stille genug in ſich, um den Tod einer jungen Schönheit, die ihm ſelber nicht einmal nahe ſtand, mit der Gewalt eines perſönlichen Erlebniſſes auf ſich wirken zu laſſen. So ſtark iſt in ihm der Dichter, daß er auch einmal im Gefühl der Trauer ſchwelgen, es in ſeiner ſchmerzlichſten Süßigkeit auskoſten, ſich mit jugendlichſter Selbſtverſchwendung ganz darin verlieren will. Mit ſteigender Intenſität verſetzt er ſich in die Lage deſſen, den der Verluſt perſönlich betroffen hat, und man kann beobachten, wie in den Sonetten das Anempfinden eines fremden Zuſtands ſich allmählich zum eigenen Gefühl vertieft, bis ihn endlich das Bild der Verlorenen auf Schritt und Tritt wie eine ſchmerzliche Viſion verfolgt. Der Merkwürdigkeit

halber ſeien die vier Sonette hier in deutſcher Sprache wiedergegeben.

I.

O heller Stern, der du in Himmelsbreiten
Den andern Sternen rings ihr Licht entzogen,
Was ſtrahlſt du mehr als ſonſt am dunklen Bogen
Und willſt mit Phöbus dich zum Kampf bereiten?

Empfingſt du wohl in deinen lichten Weiten
Das Augenpaar, um das uns Tod betrogen?
Dann magſt du wohl, wenn du ihr Licht geſogen,
Mit Phöbus um den Sonnenwagen ſtreiten.

O wer du ſeiſt und wie dir Macht gekommen,
Daß du den Raum erfüllſt mit ſolchem Leuchten,
Erhöre, göttliches Geſtirn, mein Flehen.

Nimm von dem Uebermaß zu unſrem Frommen
Nur ſo viel weg, daß dich die tränenfeuchten
Getrübten Augen ohne Blendung ſehen.

II.

Wenn tief im Weſt der Sonne Glanz verſprühte,
Seh' ich, wie Clizia mit erblaßten Wangen
Um ihren Phöbus, der hinweggegangen,
Sich härmt, und mit ihr trauert mein Gemüte.

Doch wenn im Oſten neues Licht erglühte
Und jede Blum' erſteht in ſeinem Prangen,
Seh' ich ſie ſelig ihm am Antlitz hangen
Und preiſe froh des jungen Morgens Güte.

Doch ach, nicht weiß ich, welches Morgengrauen
Soll jene Sonne je der Welt erſtatten,
Die ſcheidend uns mit ewiger Nacht durchdrungen.

O Clizia, hoffe nie ſie mehr zu ſchauen,
Die Augen laß, bis ſie im Tod ermatten,
Zum Weſt gewendet, der dein Licht verſchlungen.

III.

Vom Lichte dieſes Lebens möcht' ich ſcheiden,
Ein Leben — andre nennen's Tod — erlangen,
Doch Tod iſt lieblich, ſeit er ſie umfangen,
Daß um das Sterben Götter uns beneiden.

Ja, Tod iſt ſüß, und Süßes will ich meiden,
Nur Bittres ſuch' ich, ſeit ſie hingegangen,
In deren Licht die Himmel heller prangen,
Drum will ich dieſes Daſeins Herbe leiden.

Von nun an ſollen dieſe Augen weinen,
Von nun an ſoll dies trübe Herz verzagen
Um ſeiner ſchönen Sonne Niedergang.

Im Trauern ſoll ſich Amor mir vereinen,
Die Grazien und die Muſen ſollen klagen.
Und wer bleibt kalt bei ihrem Klaggeſang?

IV.

Wohin mich wenden, daß ich dir enteile,
Du ſchmerzlich Bild? In welchen Felsgeſteinen
Verberg' ich mich und ſeh' dich nicht erſcheinen,
Du ſchmerzlich Bild, von dem ich nie mich heile?

Ob ich auf blumigem Wieſenplan verweile,
Ob ich mich berg' in grünen Schattenhainen —
Hör' ich ein Bächlein, muß ich mit ihm weinen,
Wo iſt ein Ding, das meinen Gram nicht teile?

Kehr' ich zum unglückſeligen heimiſchen Neſte,
Sitzt dieſes Leid in aller Sorgen Mitten
Und bricht das Herz in langſamer Zerſtörung.

Was bleibt mir noch? Was iſt für mich das beſte?
Ach, nur vom Tod noch kann ich Heil erbitten
Und finde doch zu ſpät bei ihm Erhörung.

So groß iſt in den kühnen Realiſten des Quattrocento der Idealismus, daß ſie mitunter nahe an den Don Quixote ſtreifen, was freilich zu den Kennzeichen des Dichters mit gehört. Nachdem nun die künſtlich erwärmten Gefühle

raſch ihren Kreislauf um das erloſchene Geſtirn vollendet haben, ſucht und findet der Dichter jetzt erſt einen lebendigen Gegenſtand ſeiner poetiſchen Huldigungen, vor dem das Bild der Toten verblaßt und hindämmert, „wie der Morgenſtern, auf deſſen Erlöſchen die Sonne folgt“. So des Magnifico eigene Worte. Wie aber um die Geſtalt der Simonetta alles traumhaft und unreal iſt, ſo enthüllt ſich auch die Erzählung, wie Lorenzo durch ihren Tod zum Dichter ward, als eine liebenswürdige Fabel, denn ſeine Sonette an Lucrezia Donati ſind weit älteren Urſprungs als die an die tote Simonetta.

Von Giuliano ſelbſt iſt aus jenen Trauertagen kein unmittelbares Zeugnis erhalten, außer dem Gedankengang, den er zu einer lateiniſchen Grabſchrift für die Geliebte gab und den Polizian in lateiniſche Diſticha goß. Dieſer Entwurf, der von den Meiſterhänden des Montepulcianers ausgearbeitet und verſchieden variiert wurde, ſollte nur das Monument, das ihr im Andenken der Freunde errichtet war, ſchmücken, denn den Leib der Schönen deckte in Ogniſſanti ein namenloſer Stein, der nicht mehr zu finden iſt. Das laute Beileid, das ſich in Verſen an Giuliano wandte, ſpricht erſt recht für eine rein ideale Neigung, über eine ſchuldige hätte die einfachſte Dezenz den

11. Simonetta

Aus dem Fresko des Ghirlandajo in der Capella Vespucci in Ognissanti zu Florenz

(Nach: H. Brockhaus, Forschungen über Florentiner Kunstwerke)

Schleier gezogen. Man war noch nicht in der Zeit, wo die Stellung einer fürstlichen Mätresse der Familie, der sie angehörte, zur Ehre gereichte — keinem von Giulianos poetischen Freunden ist es jemals eingefallen, jene Dame aus dem Hause der Gorini zu feiern, die ihn zum Vater des kleinen Giulio machte und deren Name sogar tief verschwiegen blieb. Erst der Tod gab die geliebte Simonetta dem liebenden Giuliano ganz; von jetzt an sind Spiel und Ernst nicht mehr zu trennen. Polizian, der im Schmerz wie in der Freude das poetische Mundstück des erlauchten Freundes war, läßt uns einen Blick in sein Inneres werfen, wenn er sich bemüht, in lateinischen Distichen jeden Zug der hinschwindenden Gestalt festzuhalten. Dann kommt die Giostra und verbindet die beiden für die Unsterblichkeit.

Ein seltsames Verhängnis hat es gewollt, daß gerade am Tag, wo Simonettas Tod sich zum zweitenmal jährte, Giuliano unter den Dolchen der Verschwörer sein Leben aushauchen sollte. Die Tatsache, daß Piero Vespucci und sein Sohn Marco, der übrigens damals bereits zum zweitenmal verheiratet war, einem der Mörder Giulianos, Napoleone Franzesi, zur Flucht verhalfen, was beide mit Verbannung büßten, hat vielfach zu romanhaften Vermutungen Anlaß gegeben und

die Liebe Giulianos zur Simonetta in ein falſches Licht gerückt. Aber die Annahme eines nachträglichen Racheaktes der Vespucci wird hinfällig, wenn man bedenkt, daß der Geflüchtete ihr Verwandter war und daß ſie ſelber ſpäter auf Verwendung des Herzogs von Calabrien von Lorenzo begnadigt wurden, was deutlich beweiſt, daß ſie an der Verſchwörung ſelbſt nicht beteiligt waren. Auch wäre der unzuverläſſige, wetterwendiſche Meſſer Piero ein ſchlechter Verſchwörer geweſen. Polizian erzählt von ihm, daß er als ein Ruinierter und darum Unzufriedener bei der erſten Nachricht von der Ermordung Giulianos die Tat der Pazzi in den Himmel erhoben habe. „Da er aber alles Volk auf ſeiten Lorenzos ſah, änderte er ſchnell ſeine Geſinnung und fand die Gelegenheit günſtig, ſeinen Vermögensverhältniſſen aufzuhelfen. Er rannte nach den Häuſern der Pazzi, um Beute zu machen, und ſtachelte die raubluſtige Soldateska zur Plünderung auf, und es hätte mit allgemeiner Räuberei und Zerſtörung geendigt, wäre nicht der entſchloſſene Pier Corſini dazwiſchengetreten."

Ob an jenem blutigen Himmelfahrtstag das Andenken der toten Simonetta noch in Giuliano lebendig war, wer vermöchte das zu ſagen? Jedenfalls hat die Erinnerung an dieſes ideale

Liebesglück ein sehr viel realeres nicht verhindert, wovon die Existenz des Knaben Giulio, des nachmaligen Klemens VII. zum Unsegen für Florenz und für ganz Italien Zeugnis gab. Auch erzählt Macchiavelli, daß der große Haß Francescos de' Pazzi gegen Giuliano in der Rivalität bei schönen Frauen seinen Ursprung gehabt habe. Dagegen hört sich's wie ein Nachklang aus den Tagen der ersten Liebe an, wenn man aus dem Geständnis des Montesecchi vernimmt, daß zur Zeit des Attentats Lorenzo für seinen Bruder um eine Tochter aus dem Herrscherhaus von Piombino, also eine nahe Anverwandte der Simonetta, die jener vorhin berührten tragischen Familienkatastrophe entgangen war, freite.

Seltsamerweise ist nicht ein einziges sicher beglaubigtes Bildnis der Simonetta erhalten. Vasari erzählt in seinem Leben Botticellis von einem Porträt, das dieser Künstler von der „Geliebten des Giuliano de' Medici" gemalt habe, und das zu seiner Zeit in der Guardaroba des Herzogs Cosimo hing. Daß die Simonetta gemeint sei, unterliegt keinem Zweifel, aber das Bildnis ist nicht mehr zu identifizieren. Drei noch vorhandene Bilder streiten sich um diesen Ruhm, von denen das eine in Berlin, das andere in Frankfurt, das dritte in Florenz im Pitti gezeigt wird.

Die beiden ersten sind von solcher Härte und Eckigkeit der Linien und prahlen mit so überladenem Haarputz, daß sie mit der Vorstellung des zarten jugendlichen Liebreizes, die sich an den Namen Simonetta knüpft, gänzlich unvereinbar sind. Das dritte, dürftig und hausbacken, mit unnatürlich langem Halse, eingesunkener schwindsüchtiger Brust und schlichtem, in nudelartige Strähne geteiltem Blondhaar erscheint dagegen allzu bescheiden und bürgerlich für die Schöne, deren heiteres, glanzvolles Auftreten die Dichter gerne besangen.*)

Freilich befindet sich in der Sammlung des Herzogs von Aumale zu Chantilly ein anderes Porträt der Simonetta, das durch die Umschrift Simonetta Januensis Vespuccia sicher gekennzeichnet ist. Allein dieses Bild wird dem Piero di Cosimo zugesprochen, kann also nicht zu Lebzeiten der Nymphe gemalt sein, da dieser Künstler bei ihrem Tod erst vierzehn Jahre zählte. Das Gemälde, gleichfalls Profilbild, zeigt eine elegante anspruchsvolle Schönheit, die nichts mit der Vorstellung der Simonetta, wie sie dem Mediceerkreis vorschwebte, gemein hat. Der überreiche Schmuck, die Perlen in den künstlich aufgetürmten

*) Siehe Abbildung Tafel 10.

Haaren, die völlig nackte, von einer farbigen Schärpe eingerahmte etwas hagere Büste, vor allem ein müder, wissender Zug um den Mund, der sich gut mit der um den Hals gewundenen Schlange versteht, das sind keine Attribute für die echte Simonetta, es sind die willkürlichen Zutaten eines Späteren. Am anstößigsten ist das Wappenschild mit den mediceischen Kugeln, das der Künstler ihr auf die Stirn gemalt hat. Kaum mehr als ein Dezennium trennt diese Künstlergeneration von der vorigen, und schon wurde die Unschuld und Poesie des Simonettakultus nicht mehr verstanden. Dieses posthume Porträt wäre nicht gemalt worden, wenn die Erinnerung an die schöne Nymphe nicht in vollem Glanze fortgelebt hätte. Es wäre aber nicht so gemalt worden, hätte sich nicht Richtung und Geschmack der Zeit unterdessen völlig verändert.

Von Simonettas Erdenlauf ist jede Spur verweht. Alles Persönliche an ihr ist aufgesogen von der Poesie, die es nach ihrem Brauche into something rich and strange verwandelt hat. Es konnte sich also nicht darum handeln, ihr Leben zu erzählen, sondern nur ihr Bild so herzustellen, wie es den Zeitgenossen erschienen ist. Aber wir dürfen uns damit zufrieden geben: was eine Zeit sich vorträumt und dichtet, ist wichtiger, als was

sie in Wirklichkeit gesehen hat. Die Liebesfackeln, die sich nach Polizians Worten an den erloschenen Augen der Simonetta entzündeten, haben der Poesie und durch sie auch der Malerei zu neuen Pfaden vorgeleuchtet. Das Schöne aber zeugt immer weiter durch die Jahrhunderte, seine Wirkung breitet sich ins Unendliche aus, und wer kann sagen, wo die Welle zur Ruhe kommt?

Unterdessen sind zwei schöne Simonettaporträts mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen worden, die wir auf Tafel 8 und 11 wiedergeben.

Siehe H. Brockhaus, Forschungen über Florentiner Kunstwerke, Leipzig 1902.

Der Brutus der Mediceer

Das Geſchlecht Giovannis di Bicci, des Stammvaters der Mediceiſchen Familie, teilte ſich in zwei Linien: die eine hochbegabte, die von dem alten Coſimo abſtammte und zuerſt ihre Vaterſtadt beherrſchte, und die jüngere, von deſſen Bruder Lorenzo begründete, die mit Coſimo I. die erbliche Großherzogswürde empfing. Zwiſchen dem Niedergang der erſten und dem Aufgang der zweiten Linie liegt die blutige Tragödie jener Dreikönigsnacht, wo der grauſame Aleſſandro de' Medici unter dem Dolch ſeines Vetters Lorenzino endigte. Dieſer Fürſtenmörder, der, ohne es zu wollen, ſeiner eigenen, bis dahin zurückgeſetzten Linie zum Thron verhalf, iſt ein ſeltſames Naturſpiel, das nur der Entartung einer genialen Raſſe entſpringen konnte; ein Mittelding zwiſchen dem Helden, dem Verbrecher und dem Narren, gehört er zu den fragwürdigſten Charakteren der Geſchichte, die immer aufs neue die Phantaſie der Dichter reizen, das Intereſſe der Pſychologen fordern.

Die beiden Päpſte aus dem Hauſe Medici hatten ſich das Ziel geſteckt, ihrer republikaniſchen Vaterſtadt eine mediceiſche Dynaſtie aufzuzwingen; ſie wollten für ihre Nepoten nicht die unter bürgerliche Formen verſteckte Autorität, wie ſie der alte Coſimo und Lorenzo il Magnifico beſeſſen hatten, ſondern einen erblichen Fürſtenthron. Jedoch der Tod hatte in ihrer Linie aufgeräumt; als Klemens VII. den Stuhl Sankt Peters beſtieg, waren von ſeiner engeren Familie nur noch zwei blutjunge Baſtardſöhne Ippolito und Aleſſandro übrig, auf die der Papſt mit Uebergehung der rechtmäßigen Seitenlinie ſeine ganze Fürſorge häufte. Aber nicht der ſchöne und liebenswürdige Ippolito, des Herzogs Giuliano Sohn und ſomit in gerader Linie Enkel des Magnifico, ſollte die Dynaſtie begründen; dieſem glänzenden Jüngling mit den ſoldatiſchen Neigungen wurde mit achtzehn Jahren von dem päpſtlichen Oheim der Kardinalshut aufgedrungen, damit der beſſere Platz ſeinem Liebling, dem zwei Jahre jüngeren Aleſſandro, offen blieb. Die Schwäche des Papſtes für dieſen klugen, aber häßlichen und mit rohen Inſtinkten zur Welt gekommenen Mulatten war ſo auffallend, daß man nicht anſtand, ihn für Klemens' eigenen Sohn zu halten; offiziell wurde jedoch die Vaterſchaft Lorenzo dem Jüngeren,

Herzog von Urbino, zugeschrieben. Das einzige, was über Alessandros Abkunft wirklich feststand, war, daß ihm eine Schwarze, die in Collevecchio unweit Rom mit einem Stallknecht des Hauses Medici verheiratet war, das Leben gegeben hatte.

Um diesen Bastard auf den Thron zu setzen, hielt Klemens zehn Monate lang das unglückliche Florenz belagert, und Karl V. mit seinen Spaniern und Deutschen tat ihm Schergendienste, bis die florentinische Freiheit aus der Brust des eisernen Ferrucci zu Gavinana ihren letzten Atem verhaucht hatte und der Verräter Malateſta die edle Stadt, geknebelt und verblutend, den ruhmlosen Siegern zu Füßen legen konnte. An jenem Tage starb Florenz, um niemals mehr im Lauf der Geschichte aufzuerstehen, aber es hat mit dem letzten heroischen Verzweiflungskampf die Sünden vieler Jahrhunderte, seine Uneinigkeit, Verweichlichung und Entartung gutgemacht und der Welt ein glorreiches Beispiel hinterlassen, wie das Große untergeht.

Jetzt noch einen Vertragsbruch, eine Massenproskription mit Bluturteilen und Verbannungen — dann konnte der Bastard Alessandro als Herzog von Florenz und künftiger Eidam des Kaisers im Juli 1531 seinen Einzug halten.

Der neue Herr kam mit reinen Händen, denn

die Kreaturen des Papſtes, darunter der berühmte Staatsmann und Geſchichtſchreiber Guicciardini, hatten das Rachewerk für ihn beſorgt. Ueber dreihundert der beſten Bürger waren aus der Heimat vertrieben, viele andere hatten unter dem Beil geendet, und die Stadt, die ſchon durch die lange Kriegsnot und durch Peſt verwüſtet war, lag in Friedhofsruhe. Handel und Gewerbe hatten aufgehört, die Finanzen waren verblutet, denn was der Krieg noch übriggelaſſen hatte, das fraß nun die Kontribution, die kleinen Leute waren ohne Brot, die Großen in Trauer um ihre hingerichteten Familienhäupter, Ernten und Viehſtand vernichtet, die herrlichen Villen und Landgüter vor der Stadt, die „Krautgärtchen der Florentiner", wie ſie Klemens ſpöttiſch nannte, der geglaubt hatte, um ihretwillen würden ſeine Landsleute ſich nie auf einen ernſtlichen Widerſtand einlaſſen, waren von den Bürgern ſelbſt unter der Leitung Michelangelos während der Belagerung zu militäriſchen Zwecken raſiert worden.

Es wäre gar nicht nötig geweſen, mit ſo drakoniſcher Strenge bei der Entwaffnung der Bürger vorzugehen, wie Aleſſandro tat, denn niemand dachte mehr an Widerſtand. Dennoch wurden, als alle Waffen längſt abgeliefert waren, die Häuſer noch nach ſchneidenden Küchenwerk-

zeugen durchſucht, und ſogar die ex voto in den Kirchen aufgehängten Meſſer mußten entfernt werden.

Zögernd kam damals Michelangelo aus ſeinem Verſteck im Glockenturm von San Niccolò hervor und begab ſich mit Widerſtreben an ſeine Arbeit in der Sakriſtei von San Lorenzo, die Vollendung der Mediceergräber, die der Papſt ihm mit Erlaſſung ſeiner politiſchen Sünden auferlegt hatte. Aber der Zorn des Künſtlers in dieſen Tagen der Schmach hat ſich wie glühendes Erz in einen Vierzeiler ergoſſen, der unvergänglich iſt wie ſeine monumentalen Werke. Als einer der Strozzi, die zu dem mediceiſchen Kreis gehörten, unter die Statue der Nacht in der Grabniſche des Herzogs Giuliano die Verſe angeheftet hatte:

Die Nacht, die hier ſo hold der Schlaf umflicht,
Iſt Marmor, doch ein Engel*) gab ihr Leben.
Sie ſchläft, und alſo lebt ſie — glaubſt du's nicht,
Weck ſie nur auf, ſie wird dir Antwort geben —

ließ der furchtloſe Meiſter ſeine Statue erwidern:

*) Angelò — eine Anſpielung auf den Namen des Meiſters.

Gut, daß ich ſchlafe und von Marmor bin,
Weil Schmach und Unheil meine Heimat trafen.
Nicht ſehn noch hören iſt mir Hochgewinn,
Drum bitte, redet leis und laßt mich ſchlafen!

Damit nichts mehr an die alte Freiheit erinnere, wurde auch die große Glocke, die viele Jahrhunderte lang in Zeiten der Gefahr das Volk zuſammengerufen hatte, vom Turm des Palazzo Vecchio herabgeholt und in Stücke geſchlagen, zur Strafe, daß ſie vier Jahre früher beim letzten Aufſtand gegen die Medici dem jetzigen Herrn und ſeinem Vetter Ippolito ins Exil geläutet hatte.

Der kaiſerliche Kommiſſär Aleſſandro Vitelli terroriſierte mit ſeinen Söldnern die Stadt, und die waffenloſen Bürger wichen auf Straßenweite aus, wenn nur der Schritt der Patrouille durch die engen Gaſſen ertönte. Ein Polizeichef, Ser Maurizio, den man aus Mailand verſchrieben hatte, weil man keinem Einheimiſchen traute, verwaltete ſein Amt mit ſo barbariſcher Grauſamkeit, daß wer ihn mit ſeinen Sbirren auf der Straße nur von weitem ſah, für den ganzen Tag nicht mehr froh wurde. Die Leibwache, die den Herzog mit ihren neumodiſchen, aus der Rüſtkammer der Lanzknechte ſtammenden Spießen überall begleitete,

war den Florentinern vollends ein ganz ungewohnter Anblick und vermehrte den Schrecken. Dazu war das Aeußere des jungen Herzogs abstoßend: negerartiges Kraushaar und aufgeworfene sinnliche Lippen, aus denen brutale und cynische Reden gingen, ein polterndes Betragen — der Typus eines Gewaltherrschers und Usurpators.

Zwar fehlte es ihm zu Anfang seiner Regierung nicht ganz am guten Willen, bald aber rissen ihn die wilden Gelüste seines Negerbluts und das schrankenlose Machtbewußtsein hin, die Geschäfte langweilten ihn und wurden summarisch abgetan, roher Genuß ward sein einziger Lebenszweck, und er stürzte sich in maßlose Ausschweifung. Daß die schönsten Edeldamen bei seinen Gelagen erscheinen und sich sein Wohlgefallen zur Ehre schätzen mußten, genügte ihm nicht; er brauchte die Gewalt zur Würze seiner Vergnügungen, darum brach er bei Nacht mit seinen Schergen in verschlossene Privathäuser ein, und mit besonderer Vorliebe machte er die Klöster zum Schauplatz seiner Gewalttaten, wie er auch bei seinen Festen selber gern als Nonne verkleidet erschien.

Seine Vertrauten suchte er sich in der Hefe des Volkes: zwei Verworfene, Giomo da Carpi und einen gewissen Ungar erhob er zu seinen

Kämmerern und mit ihnen zog er des Nachts auf Abenteuer, wobei es selten ohne Blutvergießen abging und mitunter des Herzogs eigenes Leben in Gefahr kam. Fand man des Morgens eine Leiche auf der Straße, so wußte man, daß der Herzog sich in der Nacht belustigt hatte, und es wurde kein Aufhebens darüber gemacht. Ser Maurizio, dem man nachsagte, er wäre im stand, den Täufer, den Schutzpatron der Stadt, selber foltern zu lassen, wußte, wie man die Leute zum Schweigen bringt.

Wenn der Herzog durch die Straßen ritt, so saß fast immer ein kleines, mageres, finsterblickendes Männchen in schlechter Kleidung hinter ihm auf dem Pferd, wie die „schwarze Sorge", von der die Horazische Ode singt. Es war sein Verwandter und Günstling Lorenzino de' Medici; das Diminutiv führte er in der Familie wegen seines schwächlichen Wuchses und weil er der Jüngste dieses Namens war, das Volk aber nannte ihn Lorenzaccio, durch welche Endung die italienische Sprache etwas Niedriges und Verabscheuungswürdiges ausdrückt. Ihm schrieb man den Hauptanteil an des Herzogs Missetaten zu, man erzählte sich, daß er den Despoten aufhetzte gegen sein Volk, daß er ihm zutrug, was in der Stadt über ihn geredet wurde, daß er un-

12. Aleſſandro de' Medici
Von Angiolo Bronzino

züchtige Lieder und Komödien zu des Herzogs Vergnügen verfaßte und ſich zu ſeinem Kuppler hergab. Man haßte und verachtete ihn zugleich wie ein giftiges Gewürm, das man nicht zertreten darf.

Bei Hofe hieß er nur der „Philoſoph", denn er kleidete ſich unſcheinbar und altmodiſch und ging gerne einſam und melancholiſch umher; auch wußte man, daß er ein Gelehrter war. Der Herzog konnte ohne ihn nicht leben. Lorenzino mußte ihm die Strickleiter halten, wenn er über fremde Mauern kletterte, und ſtand mit Giomo und dem Ungar Wache vor den Türen, in die Aleſſandro gewaltſam eindrang. Lorenzino war unermüdlich, des Herzogs Liebeshändel zu vermitteln. Er beluſtigte ihn durch ſeine böſe Zunge und ſeine zur Schau getragene Feigheit: beim Anblick einer bloßen Waffe erbleichte er und machte Miene, davonzulaufen, nicht einmal nennen durfte man in ſeiner Gegenwart ein ſolches Mordgerät; der Herzog, der unerſchrocken und ſtark war wie ein Goliath, lachte ſich Tränen über die Furchtſamkeit ſeines Vetters und beſchützte den Kleinen mit wegwerfender Herablaſſung.

Und dieſes labyrinthiſche Gemüt brütete über einem Blutgedanken, der auch den Tapferſten erſchrecken konnte: Lorenzino hatte ſich das Ziel ge-

setzt, mit eigenen Händen den Tyrannen zu töten und seiner Vaterstadt die Freiheit wiederzugeben! Um sein Opfer zu umgarnen, machte er sich selbst zum Werkzeug der Gewalt und zog den allgemeinen Abscheu auf sich. Eine dämonische Ruhmgier, die ihn von Kindheit an verzehrte, war ohne Zweifel sein oberster Beweggrund.

Lorenzino gehörte zu den Begabtesten unter den Medici, aber seine Familie, die einst sehr reich und angesehen gewesen, war durch schlechte Wirtschaft seines Vaters Pierfrancesco zur Armut herabgesunken; von klein auf sah er sich bei den Unterdrückten. Dann war er nach seines Vaters Tode eine Zeitlang zusammen mit seinem glücklicheren Vetter Cosimo de' Medici, dem Sohn des berühmten Soldführers Giovanni delle Bande Nere*) erzogen worden, und durch die Zurücksetzung, die er damals erfuhr, hatte sich sein ehrgeiziges Gemüt verbittert.

Als nun der Papst unter seine Verwandten die Glücksgüter zu verteilen begann, wurde Lorenzino mit seinen Geschwistern übergangen, da er ebenso wie Cosimo der jüngeren Linie an-

*) So genannt von der Tracht, die seine Söldner nach dem frühen Tod dieses berühmten Feldherrn zum Zeichen ewiger Trauer anlegten. Bei Lebzeiten führte er den Beinamen L'invitto, der Unbesiegte.

gehörte. Wohin er kam, mußte er hinter denen zurückstehen, die er geistig unter sich sah. Aber der Haß gegen die Mächtigen lag ihm auch schon von Hause aus im Blut, denn man war in seiner Familie von jeher demokratisch und hatte sogar zu Savonarolas Zeiten in offener Opposition gegen die herrschende Linie gestanden.

Dazu kam, daß er körperlich schwächlich war, in einem Jahrhundert, wo Kraft und physischer Mut unendlich mehr galten als in unsern Tagen. Arm und unansehnlich von Person fand er den einzigen Weg zur Auszeichnung in den Studien, die er ohne Lehrer mit solchem Erfolg betrieb, daß er bald zu den feinsten Kennern der alten Literatur gehörte. Aber auch unter den Büchern verfolgte ihn die Sucht nach Größe, seine überreizte Phantasie berauschte sich an den klassischen Großtaten, Brutus und Timoleon wurden sein täglicher Umgang, er mußte ihnen gleich werden, die niedergehaltene Leidenschaft drängte nach einem Ausweg, nach Betätigung um jeden Preis.

Schon als Sechzehnjähriger hatte er sich in Rom eine traurige Berühmtheit erworben. Dort waren einmal in einer Nacht gegen Ende des Jahres 1530 den römischen Kaisern am Triumphbogen des Konstantin die Köpfe abgeschlagen, auch in San Pancrazio, auf dem Forum Romanum und

in der Paulskirche antike Skulpturen in Menge verstümmelt und zerstört worden. Der Kultus der Antike stand dazumal auf seinem Gipfel, und ein vielfacher Mord wäre in den Augen der Römer ein leichtes Vergehen gewesen gegenüber einer solchen Tat. Papst Klemens schäumte, er gab Befehl, den Schuldigen, wo man seiner habhaft würde, auf der Stelle zu hängen; den einzigen Fall ausgenommen, fügte der päpstliche Erlaß mit Vorsicht hinzu, daß der Kardinal Medici selbst der Täter wäre.

Aber der leichtlebige Ippolito war nicht an diesem Streich beteiligt. Ein Aufseher der Paulskirche hatte in einem Trupp junger Leute, der eingebrochen war, um an einem antiken Sarkophag die Köpfe der Musen abzuhauen, Lorenzino de' Medici als Anführer erkannt. Die Empörung war ungeheuer, und wenn der Täter mit knapper Not am Galgen vorüberkam, so hatte er es nur seinem Vetter Ippolito zu danken, der als Fürbitter zu Klemens eilte und ihm das Bubenstück als Ausfluß der in der Familie Medici herrschenden maßlosen Sucht nach solchen Antiquitäten darstellte. Lorenzino entkam nach Florenz, doch wurde vom Magistrat ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und der Senator Molza schleuderte ihm in einer schwülstigen lateinischen Rede den Fluch

der ganzen ziviliſierten Welt nach. Jahre ſpäter, als die Geſchicke ſich erfüllt hatten, erſchien es wie ein prophetiſcher Zug, daß der Redner, auf die verſtümmelten Muſenbilder anſpielend, die Muſe der Tragödie aufgerufen hatte, dem Frevler in ſeinem eigenen Haus ein furchtbares Trauerſpiel zu bereiten.

In Florenz zog Aleſſandro ihn an ſeinen Hof. Der Ton, den der Herzog dort angab, konnte nur ein brutaler ſein. Geiſt und hohe Kultur, die ſonſt im Palazzo Medici ihren Sitz hatten, galten nichts mehr, ſein Zuname „der Philoſoph" wurde dem feingebildeten Lorenzino halb aus Spott angehängt; wollte er ſich zur Geltung bringen, ſo mußte er ſich der herrſchenden Frivolität anpaſſen, was ſeiner aalglatten Natur nicht ſchwer fiel. Schnell durchlief der Jüngling die Schule des Laſters, die er am herzoglichen Hofe fand, und tat es an Cynismus allen zuvor. Tiefſte Verderbnis und hochfliegende Exaltation vertrugen ſich nebeneinander in ſeiner widerſpruchsvollen Seele. Er kannte und liebte das Schöne, aber das Beiſpiel ſeiner Umgebung und ein eigener innerer Hang zogen ihn in den Schmutz. Er konnte in dieſem Zwieſpalt nicht fröhlich ſein; was er redete, trug ſtets eine ironiſche Färbung, ſein Lachen war ein Grinſen, das ſeinem wohlgebildeten

dunkelblaſſen Geſicht einen ſataniſchen Ausdruck gab. Auch ſein ſtarkes poetiſches Talent neigte zur Parodie und Satire.

Aleſſandro fand Gefallen an dieſen Eigenſchaften und machte ihn zu ſeinem erklärten Günſtling.

Es wird nicht möglich ſein, alle Falten dieſes verborgenen Charakters zu lüften, doch zweifellos ſpielte ſein phantaſtiſcher Geiſt ſchon früh mit dem ſchrecklichen Gedanken, der ſpäter der Mittelpunkt ſeines Daſeins wurde. In Aleſſandro ſah er zum erſtenmal einen Tyrannen in Fleiſch und Blut vor ſich, und für ihn, den echten Sprößling der Medici, war dieſer Herzog mit der gequetſchten Naſe und dem Wollhaar nicht einmal ein Verwandter, ſondern nur der Sohn der Schwarzen und eines Stallknechts aus dem mediceiſchen Hauſe. Dazu geſellte ſich das Gefühl der perſönlichen Beleidigung, denn trotz der herzoglichen Gunſt genoß er auch bei Hofe kein Anſehen; ein Giomo durfte es wagen, bei ihm um die Hand ſeiner Schweſter zu werben, als ob dieſer Medici zu den Verworfenſten der Verworfenen herabgeſunken wäre. Ein neuer Grund des Haſſes kam hinzu, als der Herzog den Erbſchaftsprozeß zwiſchen den Kindern Pierfrancescos und dem Sohn Giovannis delle Bande Nere, an dem Lorenzinos ganze pekuniäre

Existenz hing, parteiischerweise zu Gunsten des schlauen Cosimo entschied. Durch diesen Schlag wurde er mittellos und war nun ganz auf die Gnade des Tyrannen angewiesen, die er durch die schmählichsten Dienste bezahlen mußte. Er, der vom Kaiser zu Alessandros Nachfolger bestimmt war, falls jener kinderlos stürbe, stand als halber Hofnarr und als Kuppler am Thron seines Vetters. Fanatischer Haß durchglühte den Tiefentwürdigten, in dem trotz der Entsittlichung noch Funken moralischen Bewußtseins lebten. Mit der Freiheit der Vaterstadt hatte er zugleich die eigene Ehre zu rächen, die durch die Gnade des Herzogs über und über besudelt war, und die Last der Mißachtung, die auf ihm lag, wäre nicht zu tragen gewesen, hätte er sich nicht heimlich an der Vergeltung berauscht.

Diese Gefühle verbarg er hinter seiner undurchdringlichen ironischen Maske. Nur ab und zu machte er sich durch beißende Reden Luft.

Haltet alle Florentiner für Eure Feinde — mich nicht ausgenommen, pflegte er dem Herzog in seiner mephistopheliſchen Weise zu sagen, und wenn Alessandro ihn wegen seiner Furchtsamkeit zum besten hatte, ging er auf die Neckereien ein und gab die doppelsinnige Antwort:

Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so hütet

Euch, daß Ihr es niemals meiner Tapferkeit anvertraut. —

Neben dem herzoglichen Hofhalt gab es damals in Florenz einen zweiten, faſt noch glänzenderen und luxuriöſeren im Palaſt des Krösus von Italien, des kinderreichen Filippo Strozzi.

Dieſer herrſchte im Kreis der Lebemänner durch geiſtreichen Sarkasmus, Eleganz und ausſchweifende Sitten. Er beſaß großen politiſchen Einfluß, war fein und vielſeitig gebildet, der Freund der großen Herren und der ſchönen Frauen und ſelbſt ein ſchöner Mann, dem die Jahre nichts von ſeiner unbändigen Lebensluſt rauben konnten. Als Gatte der ſtolzen Clarice de' Medici, der Tochter Pieros und Enkelin des Magnifico, hatte er die Geſchicke des mediceiſchen Hauſes im Fallen und Steigen geteilt und dem Papſt zulieb auch die Ernennung des Baſtards, auf den er innerlich herunterſah, mit Eifer gefördert. Gleich nach Aleſſandros Einzug war er nach Florenz geeilt, um ſich die erſte Rolle in ſeiner Heimat zu ſichern. Als Ratgeber des jungen Herzogs genoß er faſt mehr Anſehen als dieſer ſelbſt; er war es, der ihm den Plan jener Feſtung*) eingab, durch die Florenz auf immer geknechtet werden ſollte — Michelangelo wagte den Kopf, als er ſich weigerte,

*) Die heutige Fortezza di San Giovanni.

für die Zwingburg seiner Vaterstadt nur einen Finger zu rühren. Sogar die Gelder für den Bau schoß Filippo aus der eigenen Kasse vor und ahnte nicht, daß eine grausame Ironie des Schicksals für ihn selbst ein schmähliches Ende innerhalb dieser Mauern bereit hielt.

Im Hause Strozzi fühlte man sich durch die legitime Herkunft, den ungeheuren Reichtum, die feine Bildung dem Usurpator überlegen und wollte es unvorsichtigerweise merken lassen. Der tollköpfige Piero, Filippos ältester Sohn, fiel zuerst in Ungnade, weil er den Herzog in der Oeffentlichkeit und bei schönen Frauen auszustechen suchte. Wie diese Familie, die so viel dazu beigetragen hatte, ihre Heimat unter das mediceische Joch zurückzuführen, allmählich mit den Medici in Todfeindschaft geriet, ist ein ganzer Roman für sich; es genügt, davon ein einziges Kapitel zu berühren, das tragische Ende der schönen lebenslustigen Luisa Strozzi, Filippos Tochter, die weder die Geselligkeit des Hofes meiden, noch sich den Werbungen des Tyrannen ergeben wollte, sondern mit erhobenem Haupt und strahlend von Schönheit an dem Herzog, der ihre Abweisung erfahren hatte, vorüberging. Sie starb bei einem Festmahl an Gift — durch die Rachsucht Alessandros, wie gemeinhin angenommen wird; andere

sagen, auf Anstiften ihrer eigenen Brüder, die sie den Nachstellungen des Herzogs entziehen wollten, um ihre Familienehre zu sichern.

Zwischen den Söhnen Filippos und dem „Philosophen" bestanden von alters her gute Beziehungen, und sie machten einander aus ihrem Haß gegen Alessandro kein Hehl. Ab und zu fielen Vorschläge, wie der Tyrann zu beseitigen wäre.

Aber Lorenzino wollte keine Mitverschworenen — ob er von der Wagehalsigkeit der Strozzi das Fehlschlagen seines Unternehmens voraussah, ob er die Späher fürchtete, von denen er selbst umlauert war — er ging hin und hinterbrachte dem Herzog die Anschläge, die gegen ihn geschmiedet wurden. Alessandro, dem es sonst an Scharfblick nicht fehlte, ließ sich gründlich hintergehen und vertraute seine Person dem Verräter ohne Rückhalt an.

Filippos Söhne, vielleicht von dem unergründlichen Lorenzino selber gewarnt, konnten rechtzeitig aus der Stadt entweichen, der Vater wurde vom Papst nach Frankreich geschickt, um seine Nichte Catarina de' Medici ihrem Gemahl, dem Dauphin, zuzuführen, und so lange Klemens lebte, blieb der Bruch in der Verwandtschaft äußerlich verklebt, aber heimlich glühte die Feindschaft

weiter. Und Lorenzino, der das Vertrauen beider Teile hatte, fuhr fort, mit unendlicher Kunſtfertigkeit auf dem gefährlichen Seile zu balancieren.

Aleſſandros Regiment wurde nachgerade auch ſeinen Anhängern unleidlich, und viele ſagten ſich wie die Strozzi von ihm los. Erpreſſungen, Grauſamkeiten und Gewalttaten aller Art waren alltägliche Ereigniſſe. Mit Zuſtimmung des Papſtes fanden in kurzen Zwiſchenräumen immer neue Proſkriptionen ſtatt. Schon wimmelte es durch ganz Frankreich und Italien von vertriebenen Florentinern, die den Ruf von Aleſſandros Miſſetaten über die Welt verbreiteten. Man nannte dieſe Nation von Verbannten die „Ausgewanderten", unter welcher Bezeichnung man ſowohl die Flüchtigen, denen die Rückkehr verboten war, wie die auf Staatsbeſchluß Ausgewieſenen und die zum Zwangsaufenthalt Verurteilten begriff. Auf dem Verkehr mit ihnen ſtand die nämliche Strafe, von der ſie ſelbſt betroffen waren.

Unter den Ausgewanderten befand ſich faſt die ganze Blüte der florentiniſchen Nation. Noch glücklich die, deren Spruch auf einfache Verbannung lautete und die umherirrten, um Aufnahme zu finden; wen man ganz zu Grunde richten wollte, den verurteilte man zum Zwangsaufenthalt in einer unwirtlichen oder von Seuchen

heimgesuchten Gegend, wo der Sträfling entweder sein Brot nicht erwerben konnte und im Elend verdarb oder von Miasmen getötet wurde. Am liebsten wählte man Orte, die gerade von der Pest heimgesucht, oder solche, die durch tödliche Sumpfluft berüchtigt waren, so ein kleines Inselchen im Trasimenersee, das ganz mit Florentinern überfüllt wurde. Wer den Strafplatz ohne Erlaubnis verließ, verfiel der Acht, und seine Güter wurden eingezogen. Es war dies das einfachste Mittel für den Tyrannen, seine Kasse zu füllen; wenn er Geld brauchte, wanderte ein Schub Verdächtiger, die man unter den Reichsten und Angesehensten suchte, ins Exil. Die Klagen der Mißhandelten fanden bei dem Kaiser taube Ohren; in seinen ewigen Händeln mit Franz I. von Frankreich brauchte er die Freundschaft oder wenigstens die wohlwollende Neutralität des Papstes, und außerdem sollte seine Tochter Margarete, gleichfalls eine Frucht ungesetzlicher Liebe, sobald sie erwachsen wäre, den Thron des Bastards teilen.

Der unerwartete Tod des Papstes veränderte plötzlich die ganze Lage. Filippo Strozzi fiel jetzt offen von Alessandro ab, er eilte nach Rom und entfaltete eine heftige Agitation gegen den Herzog. Von Florenz aus wurde er samt seinen Söhnen in die Acht erklärt. Vertreibung des Tyrannen,

Herstellung der Republik war seine Losung, auf die von allen Winkeln der Erde die vertriebenen Florentiner in Rom zusammenströmten.

An ihre Spitze trat jetzt eine Persönlichkeit, an der schon lange insgeheim alle Hoffnungen hingen, der junge Kardinal Medici. Zwischen ihm und dem Sohn der Schwarzen herrschte Todfeindschaft, schon als Kinder hatten sie sich hinter dem Rücken des päpstlichen Oheims gerauft und geschlagen. Als Klemens die beiden noch unmündigen Neffen im Jahre 1525 unter der Regentschaft des Kardinals Passerini zu Herren ihrer Vaterstadt eingesetzt hatte, mußte er ihnen einen getrennten Hofhalt anweisen. Damals galt Ippolito für die Hauptperson, er führte den Titel „Magnifico", der seit dem Tod des großen Lorenzo keinem Medici mehr so gut zu Gesicht gestanden hatte wie diesem glänzenden Epigonen. Alle Welt hielt damals ihn für den künftigen Gebieter, und Ippolito konnte diesen kurzen Traum der Herrschaft nie vergessen. Er war, wenn nicht von legitimer Geburt, so doch von edlem Blute, denn eine vornehme Dame aus Urbino hatte ihm das Leben gegeben, und durch seinen persönlichen Zauber, die feine Bildung und den Ruf einer unbegrenzten Freigebigkeit war er ganz dazu geschaffen, an die alten mediceischen Traditionen

wieder anzuknüpfen. Wiederholt hatte er ſchon verſucht, den verhaßten Vetter durch Ueberrumpelung vom Thron zu ſtoßen, aber Klemens und der Kaiſer vereitelten ſeine Pläne. Zur Entſchädigung wandte der Papſt ihm die reichſten Pfründen zu, die er mit echt mediceiſcher Freigebigkeit verſchwendete. Seine Beliebtheit war ſo ungeheuer, daß, als er einmal nach einem Zerwürfnis mit Paul III. die Stadt verlaſſen hatte, ihm bei ſeiner Rückkehr der ganze römiſche Adel, jung und alt, bis vor das Stadttor entgegenzog, um ihn wie im Triumph nach Hauſe zu begleiten.

Er war das ſeltſamſte Exemplar von einem Kardinal, das die verweltlichte Hauptſtadt der Chriſtenheit damals aufzuweiſen hatte, denn er haßte das geiſtliche Gewand, ging ſtets in kriegeriſcher Tracht, und ein Trupp Soldaten mußte jeden Augenblick ſeines Winkes gewärtig ſein. In ſeinem Palaſt ſah man niegeſehene Trachten und hörte niegehörte barbariſche Laute, ein Heer fremder abenteuerlicher Menſchenbilder aus fernen Zonen: tatariſche Schützen, indiſche Taucher, mauriſche Reiter, jeder in ſeiner Art unübertroffen, bildeten den Hofſtaat des Kardinals. Wie ſeine Vorfahren liebte er den Verkehr der Dichter und Gelehrten, und die florentiniſchen Künſtler, die damals in Rom zuſammenſtrömten, fanden bei ihm

ein allzeit offenes Haus. So beſchützte und beherbergte er Benvenuto Cellini, als der tolle Goldſchmied wegen eines Totſchlags von den Häſchern des Papſtes geſucht wurde, und ſelbſt der ſtolze Michelangelo, der ſonſt den mediceiſchen Epigonen gern ſo weit wie möglich aus dem Wege ging, gehörte zu ſeinen Freunden.

Dieſer glänzende Name gab der Sache der Ausgewanderten einen feſten Kitt. Jetzt hatte Aleſſandro keine Stütze mehr im Vatikan, auf dem päpſtlichen Stuhl ſaß ein Farneſe, der wiederum nichts eiligeres zu tun hatte, als für ſeine eigene Familie zu ſorgen und die Einrichtungen ſeines Vorgängers aufzuheben. Dazu kam ihm der mediceiſche Familienzwiſt ſehr gelegen, er ſchürte nach Kräften zwiſchen den Vettern und munterte die Ausgewanderten zur Befreiung ihrer Vaterſtadt auf.

Der Geſchichtſchreiber Jacopo Nardi, einer der Verbannten von 1530, wurde als Beauftragter der Partei durch Piero Strozzi des Nachts und in aller Heimlichkeit, denn Aleſſandros Spione lauerten auf Schritt und Tritt, in den Palaſt des Medici geführt. Man ließ ihn im Dunkeln viele Treppen hinaufſteigen und in einem inneren Gemach warten, bis eine kriegeriſche Geſtalt mit Mantel und Degen, den roten Seidenhut auf dem

Kopf, ins Zimmer trat und dem Betroffenen lächelnd sagte: Ich bin der Kardinal. — Bei der nun folgenden Unterredung bezauberte der Jüngling seinen Besucher so, daß der alte ehrliche Republikaner Freudentränen vergoß.

Man beschloß vom Kaiser die Entfernung Alessandros und die Wiederherstellung der Republik mit Ippolito an der Spitze zu verlangen. Freilich möchte der Kardinal sich schwerlich damit begnügt haben, für die Verbannten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, er wollte den Purpur ablegen und selber Herzog sein, aber wenigstens hätte er die höchste Stelle würdiger ausgefüllt.

Doch Karl, der eben zu einem Kriegszug nach Tunis rüstete, hatte keine Zeit für die florentinischen Händel. Der Kardinal wurde ungeduldig. Zwischen den Vettern handelte sich's jetzt darum, wer dem anderen beim Kaiser den Rang abliefe. Der Herzog unterhielt geheime Agenten am kaiserlichen Hofe, der Kardinal, der das wußte, wollte durch persönliche Gegenwart Alessandros Einflüsse kreuzen. Er brach mit seinem prächtigen bunten Gefolge, dem sich viele der verbannten Florentiner anschlossen, nach Neapel auf, um sich dort nach Tunis einzuschiffen und unter den Fahnen des Kaisers mitzukämpfen, das Kriegs-

13. Cardinal Ippolito de' Medici
Von Tizian
(Nach einer Photographie von Alinari, Florenz)

handwerk lag ihm ohnehin im Blute. Aber seine Laufbahn war zu Ende. Am 1. August kam er in Itri an, wo er ein paar Tage Rast machte, um seine schöne Freundin Giulia Gonzaga, die schönste Frau Italiens, die in Fondi wohnte, zu besuchen. Da erkrankte er jählings und starb nach wenigen Tagen an Gift, das sein Mundschenk ihm gereicht hatte — auf wessen Antrieb, wollte der Mörder nie bekennen, doch daß er bei dem Herzog von Florenz eine Zuflucht fand, spricht laut genug für Alessandros Schuld. Der treulose Diener erhielt seinen Lohn, da er einige Monate später an der umbrischen Grenze von dem empörten Volk in Stücke gerissen wurde.

Die ganze Expedition löste sich vor Schreck und Trauer auf, die meisten ihrer Teilnehmer gingen auf der Rückreise elend zu Grunde. Ippolitos Leiche wurde von seinem farbigen Gefolge unter lautem Wehklagen auf den Schultern von Itri nach Rom getragen. Er war erst sechsundzwanzigjährig, als er starb; in dieser kühnen Jünglingsgestalt hatte noch einmal aller Glanz der niedergehenden Renaissance aufgeleuchtet, und sein früher Hingang ließ ein allgemeines Bedauern zurück.

Sein Bild, von Tizian gemalt, hängt im Pitti zu Florenz: eine kühnbewegte kriegerische Gestalt

im braunen Samtrock, über den das Schwert geſchnallt iſt, ein rotes Barett mit Pfauenfedern auf dem Kopf, in der Rechten den Kommandoſtab, in der Linken den Degengriff, der Ausdruck ernſt, ja düſter, als ob er das frühe Verhängnis fühlte; nichts erinnert in dieſer ſtolzen Erſcheinung an einen Mann der Kirche.

Durch den Verluſt ihres Hauptes ließen die Verbannten ſich nicht entmutigen. Der Strozzi, der mit ſeinen Söhnen den Meuchelmördern entgangen war, hielt die Partei zuſammen. Sobald Karl aus Tunis zurück war, begab ſich eine Deputation nach Neapel, ihm die Klagen der Verbannten vorzutragen. Von Florenz war auch Aleſſandro unterwegs mit fürſtlichem Pomp, er und ſeine Edelleute wegen dem Tode des Kardinals in friſcher Trauer. Er kam, um ſich von dem ihm zur Laſt gelegten Verbrechen zu reinigen, aber das ſchwerſte von allen beging er erſt jetzt.

In Collevecchio lebte noch ſeine Mutter, die ſich und ihre jüngeren Kinder kümmerlich mit Wolleſpinnen ernährte. Der herzogliche Sohn hatte ſie im Elend gelaſſen, weil er ſich ihrer ſchämte. Jetzt wußte er, daß die Verbannten damit umgingen, die alte Mulattin zu ſeiner Schmach an den Hof des Kaiſers zu führen, und

um dem Skandal vorzubeugen, räumte der Unmensch die arme Alte durch Gift aus dem Wege.

Danach zog er mit einer glänzenden Begleitung von mehr als dreihundert Berittenen in Neapel ein und stieg gleich in Castel Capuana ab, um seine Braut zu begrüßen. In der kaiserlichen Residenz kam es zwischen den Herren von seinem Gefolge und den ausgewanderten Florentinern zu bösen Worten und selbst zu Tätlichkeiten. Unter den Ankömmlingen befand sich auch Lorenzino. Er haßte den Herzog wenn möglich noch grimmiger als zuvor, denn in dem Kardinal hatte er eine der wenigen Personen, an die ihn ein aufrichtiges Wohlwollen band, verloren.

Jetzt stieß er am Hof des Kaisers mit seinem alten Freunde Piero Strozzi zusammen. Voll Verachtung warf ihm dieser in Gegenwart vieler Herren seine Verrätereien ins Gesicht.

Ich glaubte einmal, Ihr wäret ein Mann, sagte er wegwerfend, aber jetzt weiß ich es anders.

Lorenzino hörte ihn mit unbeweglichem Gesichte an, dann antwortete er ruhig:

Messer Piero, ich werde Euch bald beweisen, daß ich doch ein Mann bin. — Aber nach diesen Worten verließ er schleunig den Saal und

ſuchte Aleſſandro auf, dem er die ganze Begegnung erzählte, ſo daß, als gleich darauf einer der Höflinge kam, den Herzog zu warnen, dieſer ſchon durch Lorenzino ſelbſt von allem unterrichtet war.

Der Herzog beſaß ein wunderbar gearbeitetes Panzerhemd aus feinſten Stahlringen, auf das er große Stücke hielt, weil es leicht und elaſtiſch wie ein Handſchuh am Leibe ſaß. Er äußerte gelegentlich, wenn er nicht dieſes Prachtſtück von Schmiedearbeit beſäße, das ihm nicht die mindeſte Unbequemlichkeit verurſache, ſo würde er lieber gänzlich ungewappnet gehen. Darum plante Lorenzino ſeit lange, ihm das Eiſenhemd zu entwenden, um den Weg zu ſeiner bloßen Bruſt zu finden. In Neapel ließ der Herzog es eines Tages beim Umkleiden auf ſeinem Bette zurück. Lorenzino, der allein im Zimmer war, nahm es eilig an ſich und warf es in einen Brunnen hinter dem Palaſt. Der Herzog vermißte es gleich und ließ das ganze Haus danach durchſuchen, und das rätſelhafte Verſchwinden des Eiſenhemdes brachte großen Verdruß und Argwohn unter die Dienerſchaft, doch wagte niemand den Täter, den man wohl vermutete, anzuklagen. Das Gerücht von dieſem Vorfall drang bis nach Florenz, und gleich bei der Rückkehr des Hofes ließ der berüchtigte

Polizeidirektor ſich bei dem Herrn melden und ſagte ihm dringlich:

Wenn Eure Exzellenz mir die Erlaubnis gibt, den Philoſophen zu befragen, ſo will ich ſchnell erfahren, wo Ihr Stahlwams geblieben iſt.

Der Herzog ſcheute ſonſt vor den Mitteln des Ser Maurizio nicht zurück, aber ſeinem Faktotum wollte er kein Härchen krümmen laſſen.

Was, antwortete er in ſeiner derben Art, möchteſt du dem Lorenzino an den Kragen? Geh, laß ihn in Frieden.

Er war in gnädiger Laune aus Neapel zurückgekehrt, denn es war dort alles nach ſeinen Wünſchen gegangen. Die Miſſion der Verbannten hatte klägliches Fiasko gemacht. Es waren zwar langatmige Reden gehalten und umfangreiche Schriftſtücke eingereicht worden, aber Aleſſandros Sprecher, der berühmte Staatsmann Francesco Guicciardini hatte dem Kaiſer ſeine Verbrechen als kleine Jugendverirrungen darzuſtellen gewußt, und Karl hatte den Herzog aufs neue in allen ſeinen Rechten beſtätigt. Dann feierliches Ringewechſeln zwiſchen dem Baſtard und der Kaiſerstochter, worauf Aleſſandro ſchleunigſt vorausgereiſt war, um in Florenz für den Beſuch des Schwiegervaters zu rüſten.

Dieser Einzug, für den die ganze Stadt in ein Feenschloß verwandelt werden mußte, diente erst recht dazu, die Florentiner zu belehren, daß fortan zwischen der kaiserlichen Majestät und seinem Schwiegersohn ein Wille herrschte, und daß es nutzlos war, noch länger einem Gedanken an die Wiederkehr des Vergangenen nachzuhängen.

Kaum waren diese anspruchsvollen Gäste abgezogen, als die kaiserliche Braut mit ihrem Ehrengeleite aus Neapel eintraf. Abermals Triumphbogen, Festgeläute und Freudenfeuer; in San Lorenzo wurde das Volk auf Staatskosten bewirtet, und es gab viel zu gaffen, bis alle Zeremonien und Feste vorüber waren und der Herzog an der Spitze seiner Edelleute „Madama Margarita", wie die Florentiner sie nannten, in sein eigenes Haus abholte.

Die spätere Geschichte kennt sie unter dem Namen Margarete von Parma als die Regentin der Niederlande, die kluge Freundin des Grafen Egmont, die durch ihre aus Italien mitgebrachte religiöse Toleranz den leidenden Provinzen ein Segen ward, bis der furchtbare Alba sie von ihrem Posten verdrängte. In Goethes Egmont erscheint sie als majestätische Frau von männlichem Charakter mit einem „kleinen Bärtchen auf der Ober-

lippe", und dieſes ſtrenge Bild will die Geſtalt der jugendlichen Braut, die im Jahre 1536 unter dem blauen toskaniſchen Himmel von Poggio a Cajano aus ihren Einzug hielt, in der Phantaſie nicht aufkommen laſſen. Schön war ſie auch damals nicht, wie die Denkmünzen beweiſen. Sie wurde dem Herzog faſt noch als ein Kind vermählt, mehr zur Sicherung der beiderſeitigen Intereſſen, als um ſo früh ſeine Gattin zu ſein. Aber ſchon jetzt harrten ihrer die ſchwerſten Prüfungen, denn die Kataſtrophe ſtand unmittelbar vor der Türe.

Die Verblendung des ſonſt ſo argwöhniſchen Deſpoten, der in jedem Florentiner einen Verſchwörer witterte, erſchien ſeinen Getreuen wie ein Werk der Geſtirne. An Warnungen fehlte es nicht. Schopenhauer ſtellt einmal den wunderlichen Satz auf, daß ein ſchweres Geheimnis, lange in der Bruſt eines Menſchen verſchloſſen, ſich am Ende von ſelbſt der Außenwelt mitteilen müſſe. An dieſes myſtiſche Wort wird man erinnert, wenn man ſieht, wie Lorenzinos Umgebung ihm den Mordgedanken aus der ſchweigenden Seele las.

Schon bei der Grundſteinlegung der Zitadelle war dem Herzog vom Aſtrologen, der dieſer Handlung vorſtand, der Tod durch die Hand ſeines

Vetters prophezeit worden. Aleſſandro hatte nur gelacht; er war dem alles beherrſchenden Aberglauben ſo unzugänglich, daß er als ein Ausnahmemenſch in ſeiner Zeit erſcheint. Zum Grauſen der Florentiner hatte er ſogar einen aſtronomiſchen Unglückstag (eine Sonnenfinſternis) und obendrein einen dreizehnten zum Hochzeitstag gewählt.

Ein Soldat ſeiner Leibwache träumte, der Herzog ſei von einem kleinen ſchmächtigen Menſchen, deſſen Aeußeres er ſich genau erinnerte, ermordet; er redete den Herrn des Morgens unter der Türe an, um ihm den Traum zu erzählen, und da Lorenzino eben dazu trat, rief er: Dieſer iſt's! — Aber der Herzog ſchickte ihn mit barſchen Worten weg. Madonna Lucrezia, die Tochter des Magnifico, die als hochverehrte Matrone noch am Hofe lebte, und ihre Tochter Maria Salviati, die Mutter des jungen Coſimo, ſagten ihm ins Geſicht, Lorenzino ſtehe ihm nach dem Leben. Von allen Seiten empfahl man ihm Vorſicht an; niemand könne ſeinem Schickſal entgehen, war das einzige, was der Herzog darauf antwortete.

Selbſt den gemeinſamen Spießgeſellen war Lorenzinos Weſen unheimlich geworden, denn auf einem ihrer nächtlichen Abenteuer wollte der

Kämmerer Giomo den Strick, an dem jener sich über eine Mauer hinabließ, abschneiden und seinem Herrn den verdächtigen Menschen vom Halse schaffen, aber der Herzog fiel ihm in den Arm.

Mit einer an Wahnsinn grenzenden Entschlossenheit lauerte Lorenzino auf den günstigen Augenblick.

Wenn sie zusammen auf einem Pferd über den Mercato ritten, war er öfters versucht, den Herzog, der keinen Stahl mehr auf dem Leibe trug, rücklings niederzustechen, aber die Nähe der Trabanten hielt ihn ab. Ein andermal hätte er ihn von einer hohen Mauer, die sie Nachts zusammen überkletterten, herabstoßen können, aber nun mußte er fürchten, daß entweder der Tyrann mit dem Leben davon kommen oder daß man seinen Tod einem Zufall zuschreiben könnte, und damit war ihm nicht gedient, er bedurfte des Ruhms: so tief man ihn jetzt verachtete, so hoch sollte man ihn später verehren.

Allmählich war es ein öffentliches Geheimnis geworden, daß der schweigsame Melancholikus etwas gegen den Herrn im Schilde führte. Ihm selbst entschlüpften gelegentlich Andeutungen, die der Herzog nicht ernst nahm.

Schon im Vorjahr, als er seine Komödie „Aridosia" vor versammeltem Hofe aufführen

ließ, ſollte er geäußert haben, er werde bald ein blutiges Trauerſpiel folgen laſſen, das den Titel Fiorenza führen ſolle.

Ein anderes Beiſpiel dieſer Art erzählt Benvenuto Cellini in ſeiner Lebensbeſchreibung. Der Künſtler hatte in ſeiner Eigenſchaft als Münzmeiſter und Stempelſchneider beim Herzog Zutritt und wunderte ſich oft, wenn er nach Tiſch den Herrn allein mit ſeinem unheimlichen Günſtling ſchlummern fand. Eines Tages hatte er das Bildnis des Herzogs für eine Schaumünze in Wachs boſſiert und wollte nun Urlaub nehmen, um ſich in Rom für einen früher begangenen Totſchlag den Ablaß zu holen. Der Herzog ward ärgerlich und ſuchte den geſchickten Meiſter zum Bleiben zu bereden. Er war jenes Tages unpaß und lag zu Bette, niemand war um ihn als Lorenzino, der während des ganzen Geſprächs einſilbig blieb; der „fatale Blick", mit dem er immerfort den Herzog anſah, fiel dem Künſtler auf.

Cellini antwortete dem Herrn auf ſein Drängen, er werde die Schaumünze in Rom vollenden, und ſie ſolle ſchöner werden, als alle ſeine früheren derartigen Arbeiten. Dann wandte er ſich an den Günſtling: Ich hoffe, Herr Lorenzo gibt mir eine Kehrſeite dazu, er iſt gelehrt und von großem Geiſte.

Darauf antwortete Lorenzino ſchnell: Ich

denke an nichts anderes, als dir eine ſchöne Kehrſeite zu geben, die Seiner Exzellenz wert ſei.

„Der Herzog," ſo erzählt Benvenuto, „lächelte ſpöttiſch und ſagte: bring ihn auf die Kehrſeite, ſo verreiſt er nicht.

Da ſagte Lorenzo: Ich will ſo ſchnell wie möglich fertig ſein, es ſoll etwas werden, worüber die Welt erſtaunt.

Der Herzog, der ihn zum beſten hatte und überhaupt nicht achtete, drehte ſich im Bett herum und lachte über dieſe Worte." *)

Benvenuto erzählt nun, wie er nach dieſem Geſpräch Florenz ohne weitere Umſtände verließ. In Siena holte ihn ein Diener des Herzogs ein, der ihm im Namen ſeines Herrn ein Geſchenk von fünfzig Goldgulden überbrachte und hinzuſetzte: Herr Lorenzo läßt dir ſagen, daß er zu der Denkmünze, die du machen willſt, eine wunderſame Kehrſeite im Sinn habe.

Dies war im Sommer geweſen, einige Monate vergingen, der Künſtler lebte in Rom und hatte bereits zum Verdruß der Verbannten den Kopf des Herzogs in Stahl gegraben, aber er konnte die Medaille nicht vollenden, weil ihm Bild und Schrift für die Rückſeite fehlten. Da ſchrieb er an einen Freund in Florenz, man möchte

*) Nach der Überſetzung Goethes.

Herrn Lorenzo an sein Versprechen erinnern. Der Freund antwortete: er habe den „närrischen hypochondrischen Philosophen", den Lorenzino gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anderes und wolle so bald wie möglich die Rückseite liefern. Doch riet der Freund, nicht weiter darauf zu hoffen, sondern die Medaille nach eigener Erfindung zu vollenden, was jener denn auch tat.

Am Dreikönigsfest war Benvenuto nach seiner Gewohnheit mit einem Freunde auf die Jagd geritten. Bei der Heimkehr nach Rom, da es schon nachtete, will er von einer Anhöhe aus einen mächtigen, funkelnden Feuerbalken in der Gegend von Florenz am Himmel wahrgenommen haben. Auch der Freund soll gleichzeitig des Phänomens ansichtig geworden sein, und beide waren sofort überzeugt, daß dieses Himmelszeichen auf ungeheure Vorgänge in Florenz deute.

Am folgenden Abend spät kam die Nachricht von der Ermordung des Herzogs Alessandro, und jetzt verstanden Benvenuto und seine Freunde, welche Kehrseite der melancholische Sonderling im Sinn getragen hatte.

Von der Tat und ihrer Vorbereitung gibt es die ausführlichsten Schilderungen, die aus Lorenzinos eigenem Munde stammen.

Der Herzog, den die Nähe der jungen Gattin nicht bändigte, hatte seine begehrlichen Augen auf die schöne Catarina Ginori, eine Frau von unantastbarem Ruf und nahe Verwandte Lorenzinos, eine jüngere Halbschwester seiner Mutter, geworfen. Sie lebte in bedrängten Verhältnissen und ging wenig in Gesellschaft, aber ihr Haus lag nicht weit von der Rückseite des Mediceerpalastes, und so mochte Alessandro ihr auf der Straße begegnet sein. Ohne Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft vertraute er sich seinem gewohnten Helfershelfer an und hatte die Stirn, ihn um Vermittlung zu ersuchen.

Lorenzino frohlockte; auf eine solche Gelegenheit hatte er seit lange gewartet. Er übernahm es, cynisch wie immer, dem Herzog eine Zusammenkunft mit der Dame zu verschaffen, und ohne seiner Tante ein Wort zu sagen, hielt er ihn mit leeren Versprechungen hin, bis die Zeit seinem Vorhaben günstig wäre.

Darüber war der 5. Januar, der Vorabend des Epiphaniafestes, herangekommen, das in Florenz „Befana" heißt und bis auf den heutigen Tag durch ungeheuren Lärm gefeiert wird. Die Phantasie des Volkes denkt sich die Befana in Gestalt einer Hexe verkörpert, die in einem Sack oder Strumpf Geschenke und Ueberraschungen

bringt. Diesmal war eine Befana vor der Tür, die den Florentinern eine grauſige Ueberraſchung zubereitete.

An jenem Tage — es war ein Samstag — hatte Lorenzinos Mutter ſich zu ihrem jüngeren Sohn Giuliano begeben, der krank in Cafaggiolo lag, ihre Töchter waren bei Verwandten untergebracht; Lorenzino blieb ſomit allein in der Wohnung. Unter ſeinen Dienern befand ſich ein gewiſſer Pietro mit dem ſonderbaren Zunamen Scoronconcolo, dem Lorenzino einmal, da er wegen Totſchlags verurteilt war, das Leben gerettet hatte. Gegen dieſen, der ein verwegener Burſch und ſeinem Herrn mit Leib und Seele ergeben war, hatte Lorenzino ſich ſchon des öfteren beklagt, daß er von einem Feind bei Hofe gehänſelt und beſchimpft werde, worauf Scoronconcolo ſich jedesmal dringend erbot, ihm den Gegner, wer er auch ſei, vom Halſe zu ſchaffen. Dieſen Burſchen holte Lorenzino, der Mutter Abweſenheit benützend, ſich jetzt zum Frühſtück, wie er häufig zu tun pflegte, um ſich ſeine Anhänglichkeit zu ſichern, und bei Tiſche teilte er ihm mit, daß er für den Abend etwas Großes plane.

Man war bereits im Karneval, und die doppelte Feſtlichkeit brachte einen Geiſt der Ausgelaſſenheit über die ganze Stadt. Am Morgen,

da etwas Schnee gefallen war, beluſtigten Aleſſandro und ſein Günſtling die junge Herzogin durch Schneeballenwerfen im Hofe des Palaſtes. Am Nachmittag verkleideten ſich die beiden als Rinderhirten aus den Apenninen, beſtiegen zwei ſchlechte Eſel und tollten durch die Stadt, indem ſie vor den Fenſtern gefeierter Schönheiten allerhand Späße aufführten. So hetzte Lorenzino den Herzog den ganzen Tag herum und brachte ihn am Abend, abgemattet von Vergnügungen, in den Palaſt zurück. Er ſelbſt mit dem Fanatismus der fixen Idee, die in ihm glühte, ſpürte keine Müdigkeit. Nach Tiſche wollte der Herzog ſich legen, da ſchlich ſein böſer Geiſt hinter ihn und raunte ihm ein paar Worte zu, die jenem den Schlaf vertrieben. Aleſſandro erhob ſich raſch, warf ein mit Zobel gefüttertes Atlasgewand über, ſchwankte noch einen Augenblick zwiſchen einem Paar eiſerner und einem Paar parfümierter Handſchuhe, wählte dann die parfümierten und verließ mit wenigen Vertrauten den Palaſt.

Um nicht belauert zu werden, begab er ſich zuerſt nach der Piazza San Marco und entließ dort ſeine Begleiter alle bis auf den Ungar. Mit dieſem kehrte er nach der Wohnung Lorenzinos um, die zunächſt an den Mediceerpalaſt ſtieß. Dorthin hatte ihn der Verräter beſtellt

unter dem Vorwand, daß die ſchöne Catarina endlich in eine Zuſammenkunft gewilligt habe, nur verlange ſie um ihres Rufes willen die größte Vorſicht und Heimlichkeit. Der Herzog ließ den Ungar gegenüber von Lorenzinos Haustüre warten, mit der Weiſung, ſich nicht zu rühren, wen er auch aus- oder eingehen ſehe.

Darauf führte ihn Lorenzino in ſein eigenes Zimmer, wo ein gutes Feuer im Kamin brannte. Aleſſandro warf ſich müde wie er war aufs Bett, nachdem er den Degen abgeſchnallt hatte; flink umwickelte jener Griff und Scheide mit dem Gurt, um die Waffe unbrauchbar zu machen, und legte ſie dem Herzog aufs Kiſſen. Dann ließ er die Bettvorhänge niederfallen und entfernte ſich, ſcheinbar, um die Dame herzubegleiten, in Wahrheit, um den Scoronconcolo aufzuſuchen, dem er ſagte, der Augenblick ſei da, der Feind liege ſchlafend auf ſeiner Kammer; er ſolle ſich brav halten und nicht darauf achten, daß es ein Freund des Herzogs ſei.

Der Burſch verſchwor ſich, ihm ſei alles gleich, und wenn es der Herzog ſelber wäre — und ſo erfuhr er erſt im letzten Augenblick, wem das Attentat galt.

Lorenzino ſtieß die Türe auf, näherte ſich dem Bett, und mit den Worten: Herr, ſchlaft

Ihr? — hatte er dem Herzog ſchon ein kurzes Schwert durch den Leib gerannt.

Tödlich verwundet ſprang Aleſſandro auf, und es entſpann ſich eine Szene, deren Einzelheiten zu grauſig ſind, um ſie zu erzählen. Der unglückliche Herzog, der ſich, ohne einen Ruf auszuſtoßen, wie ein Löwe wehrte, wurde von den zweien überwältigt, Lorenzino ſagte ihm noch mit ſataniſchem Hohn: Es wird nicht fehlen, Herr! — indem er ihn aufs Bett zurückdrückte und durch ſeinen Helfershelfer das ſchauerliche Werk vollenden ließ.

Dann hoben ſie den Toten, der in einem See von Blut auf den Boden gerollt war, wieder aufs Lager und zogen die Bettvorhänge über ihm zu.

Als alles vorüber war, ſchleppte Lorenzino ſich keuchend ans Fenſter, um Luft zu ſchöpfen. Sein Daumen, den das Opfer ihm im letzten Verzweiflungskampf durch und durch gebiſſen hatte, ließ einen breiten Blutfleck auf dem Geſimſe. Auf der Straße, die hell im Mondenſchein dalag, war alles ſtill geblieben, der Ungar hatte längſt ſeinen Poſten verlaſſen und ſich im Zimmer des Herzogs ſchlafen gelegt. Auch im Hauſe regte ſich nichts. Frau Maria Salviati, die Witwe Giovannis delle Bande Nere, die den anderen Flügel bewohnte, hatte zwar Lärm und Tritte

vernommen, aber nicht darauf geachtet, denn Lorenzo hatte absichtlich schon wiederholt des Abends junge Leute auf sein Zimmer gebracht und mit ihnen scherzweise Raufszenen aufgeführt, wobei er hin und her rannte und schrie, als ob ein Mord geschähe.

Kaum war die Tat vollbracht, als bei Lorenzino der Rückschlag eintrat. Mit der übermenschlichen Spannung seiner Kräfte verließ ihn die fanatische Entschlossenheit. Der Tyrann war tot, jetzt hätte es gegolten, in die Stadt zu eilen, den Tod des Herzogs zu verkündigen und das Volk zur Befreiung aufzurufen. Wenn je die Zeichen für eine Volksbewegung günstig standen, so war es an diesem Tage, denn der Kaiser focht fern im Norden, und die Stadt selbst war von Truppen entblößt, weil der Vitelli mit seinen Leuten sich an die umbrische Grenze begeben hatte.

Aber wo waren jene tapferen Bürger, jene Freunde der Freiheit, auf die man in einem solchen Augenblick zählen konnte? Und wenn es deren noch gab, würden sie dem Günstling und Spion des Tyrannen Glauben schenken, mußten sie nicht vielmehr annehmen, er wolle sie im Einverständnis mit dem Herzog in eine Falle locken? Ein einziger Fehler war von Anfang an in seiner wohldurchdachten Rechnung gewesen, und der verdarb

ihm jetzt das ganze Spiel. Die Flamme der Begeisterung anzublasen, ein verzagtes Volk um seine Fahne zu scharen, das war keine Aufgabe für einen Lorenzaccio.

Zu dieser Erkenntnis gesellte sich der rasende Schmerz an der gebissenen Hand und die Angst seines Spießgesellen, der nicht aufhörte, ihn zur Flucht zu drängen. Lorenzino verlor den Kopf, die tollsten Vorsätze gingen durch sein verstörtes Hirn, er wollte die Getreuen des Herzogs einzeln rufen und sie neben der Leiche ihres Herrn ermorden, ebenso dessen natürliches Söhnchen Don Giulio. Zunächst tat er etwas ganz Sinnloses: er ließ seinen Diener Freccia holen, zeigte ihm die Leiche und schlug über dessen Entsetzen ein wahnsinniges Gelächter auf. Dann kam er wieder zu sich und begann nun an seine und seines Mitschuldigen Sicherheit zu denken.

Der Erzbischof Marzi hatte als Vertrauensperson des Herzogs die Schlüssel der Stadt in Händen. Zu ihm begab sich Lorenzino und bat um Durchlaß, weil sein Bruder sterbend in Cafaggiolo liege. Der Erzbischof hatte kein Arg, da er Lorenzinos nahes Verhältnis zum Herzog kannte, und um dem Günstling gefällig zu sein, gab er ihm aus freien Stücken auch noch die Postpferde.

Lorenzino ſtieg mit den beiden Dienern zu Pferd und ritt in raſender Eile nach Bologna.

Dort führte der Zufall ihm gleich einen der ausgewanderten Florentiner, von denen die Stadt wimmelte, in den Weg. Dieſem erzählte er noch fiebernd das Vorgefallene und zeigte ihm den durchbiſſenen Daumen, den er in Bologna friſch verbinden laſſen mußte, und den Schlüſſel ſeines Zimmers, in dem der Tote eingeſchloſſen lag.

Auf den Ausgewanderten ſtand ſeine ganze Hoffnung, in ihnen lebte, was vom Geiſt der echten Florentiner noch übrig war, und ſie beſaßen Waffen, woran es in der Stadt gänzlich gebrach. Schon ſeit längerer Zeit beunruhigten ſie das Land durch kriegeriſche Anſtalten, und Lorenzino zweifelte nicht, ſie würden auf die Nachricht von dem Geſchehenen hin ſogleich mit Truppenmacht in der Toskana einrücken.

Aber auch hier wurde ſein ſchlechter Leumund ihm hinderlich: man glaubte ihm nicht und ließ ihn mit ſeiner Erzählung ablaufen. Er verlor ſeine Zeit in nutzloſem Reden, bis er einſah, daß er in Bologna nichts erreichte. Da warf er ſich aufs neue zu Pferd und ritt in Eile nach Venedig weiter.

Am Montag kam er gegen Mitternacht dort an und weckte mit ſeiner Nachricht Filippo Strozzi

aus dem Schlaf. Bei diesem fand er endlich Glauben, Jubel, Begeisterung. Filippo umarmte ihn, nannte ihn den neuen Brutus, den Retter des Vaterlandes. Um die Unbill des Schicksals an ihm und den Seinigen gutzumachen, warb er gleich für seine Söhne Piero und Roberto um Lorenzinos Schwestern, die beide bildschön und vortrefflich erzogen, aber ihrer Armut wegen von den Freiern nicht gesucht waren. Die Ausgewanderten, die in Venedig lebten, umringten den Ankömmling und feierten ihn als Helden und Befreier; endlich hatte er erreicht, wonach er seit lange dürstete.

Mit Blitzesschnelle lief die Kunde von seiner Tat durch die ganze Halbinsel und erregte einen Sturm der Begeisterung. Es regnete von Sonetten, die den „neuen Brutus" in den Himmel erhoben, und jener Molza, der einst wegen der Verstümmelung der römischen Kaiserbilder die öffentliche Schmähredе gegen ihn gehalten hatte, schlug jetzt ein umgekehrtes rhetorisches Rad, indem er als Widerruf ein berühmt gewordenes Epigramm schrieb:

Mit kühnem Stahl traf Laurens den Despoten,
Des Joch sein freigebornes Volk ertrug.
Wie, rief er, schickt' ich dich nicht zu den Toten,
Der ich Roms marmorne Tyrannen schlug? —

Das herrliche Wetter, das in jenen Tagen durch ganz Italien herrschte, wurde als Beifall der Natur gedeutet, und allgemein hieß es, die Blumen blühten aus Freude über Alessandros Tod. Die Verbannten glaubten den Tag ihrer Rückkehr nahe, aber bevor sie zu einem gemeinsamen Schlage bereit waren, hatten sich innerhalb der Mauern die Geschicke ihrer Heimat vollzogen.

Des Herzogs Verschwinden war am Sonntag Morgen nicht sogleich aufgefallen. Später, als er vermißt wurde, ließ man ihn — bezeichnend genug — zuerst in den Nonnenklöstern suchen; da ihn dort niemand gesehen hatte und er auch im Lauf des Tages nicht zum Vorschein kam, begannen seine Getreuen sich zu beunruhigen.

Unterdessen flüsterte man sich schon in der Stadt ganz leise zu, der Herzog liege ermordet im Zimmer seines Vetters. Dieser hatte nämlich vor der Flucht seinem Hausmeister, der in Eile das wenige vorrätige Geld für ihn zusammenraffen mußte, den Auftrag hinterlassen, in aller Frühe sein Zimmer zu öffnen und einigen Bürgern, die er ihm bezeichnete, von dem, was er da finden würde, Meldung zu machen. Der Mann war seiner Weisung nachgekommen und

hatte mit der Nachricht von dem schrecklichen Fund an verschiedene Häuser geklopft, aber es war ihm widerfahren, was Lorenzino für sich selbst vorausgesehen: man hatte ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen, weil man seinen Bericht für einen Fallstrick hielt. Dennoch sickerte das Gerücht durch, aber niemand regte sich, Freund und Feind waren in Aengsten, der Herzog wolle ihre Gesinnung prüfen, und keiner mochte als der erste erscheinen, der dieser Nachricht Glauben geschenkt hätte.

Am Hof war man in großer Aufregung, man sagte den Besuchern, der Herzog habe die ganze Nacht gespielt und schlafe noch; um das Volk zu beschäftigen, ließ man vor dem Palasttor Sand streuen und einen Faßreif mit vielen Preisen behängt aufstellen, als ob Wettspiele veranstaltet würden.

Durch den Erzbischof erfuhr jetzt Giomo, daß Lorenzino in der Nacht Postpferde erhalten habe und mit zwei Begleitern weggeritten sei. Die Hofleute klammerten sich noch an der Hoffnung fest, ihr Herr sei mit darunter. Man schickte nach Cafaggiolo, ob sich Lorenzino bei den Seinigen befinde, und erst als man hörte, er sei ohne Aufenthalt dort vorbeigesprengt und habe eine Wunde an der Hand, die ihm auf der ersten Post-

ſtation verbunden worden ſei, erkannte man den Sachverhalt. Aber jetzt befiel ein ſolcher Schreck die Anhänger der Medici, daß niemand das Schlafzimmer Lorenzinos zu erbrechen und ſich Gewißheit zu verſchaffen wagte, denn man glaubte, das Volk würde bei der Nachricht aufſtehen und ſeine Bedrücker, waffenlos wie es war, mit Stöcken und Steinen niedermachen. Ganz geheim ſchickte man Boten aus und ließ von allen Seiten Mannſchaft zuſammenziehen, und erſt, als ſchon alles ſchlief, drang man in die blutüberſchwemmte Kammer ein. Des Herzogs Leichnam, der mit Wunden beſät war, wurde raſch in einen Teppich gewickelt und in aller Stille nach der Sakriſtei von San Lorenzo getragen.

Am Montag Morgen war die Wahrheit nicht mehr zu verheimlichen. Ueberall ſtanden die Bürger in Gruppen umher und beſprachen das Vorgefallene. Man kramte die alten Prophezeiungen Savonarolas wieder hervor, wonach jetzt ein goldenes Zeitalter der Freiheit anbrechen müſſe, aber niemand ſtellte ſich an die Spitze, um zu handeln, denn die Tüchtigen und Entſchloſſenen waren alle in der Verbannung. Ganz allmählich füllte ſich die Stadt mit Soldaten, von denen man nicht wußte, woher ſie kamen, Aleſſandro Vitelli beſetzte die Feſtung im Namen des Kaiſers, in ſeinen

14. Coſimo I. de' Medici
Von Angiolo Bronzino

Schutz flüchtete sich die junge Herzogin, und während die Bürger müßig schwatzten, verstrich die Stunde zur Befreiung ungenützt.

Unterdessen saß auf seiner Villa zu Trebbio im Mugello fünfzehn Meilen von Florenz der siebzehnjährige Cosimo de' Medici, Cosimino, wie man ihn seiner Jugend wegen nannte, und vertrieb sich die Zeit mit Jagen und Fischen. Dieser kam, von seiner Mutter benachrichtigt, mit geringer Begleitung nach Florenz, wo die alten Soldaten seines Vaters ihm in Scharen zuliefen. Ganz bescheiden und ehrbar stellte er sich dem Rat der Achtundvierzig vor, der im Palast der Medici tagte, um Alessandros Nachfolger zu wählen. Cosimo war jetzt der Nächste am Thron, denn von Lorenzino, dem rechtmäßigen Erben, konnte natürlich keine Rede sein, und ein natürliches Söhnchen Alessandros mit Namen Giulio war erst fünf Jahre alt. Als Sohn des „unbesiegten" Giovanni und einer Enkelin des Magnifico besaß Cosimo das allgemeine Zutrauen, aber niemand wußte eigentlich, wes Geistes Kind er war. Am Hof Alessandros hatte er stets den unterwürfigen Diener gespielt, und bei den Freunden der Medici galt er für einen harmlosen, etwas beschränkten Jungen, der für nichts Sinn habe als für das Vergnügen. Dieser Ruf kam ihm

jetzt zu ſtatten, denn unter den Räten war keiner, der ſich nicht geſchmeichelt hätte, einen ſolchen Fürſten wie eine Drahtpuppe regieren zu können. Er ſelbſt ließ ſich nur ſchieben, aber ſeine Lauheit ſetzte die ehrgeizigen Freunde in Flammen, und den Ausſchlag gab die Soldateska, die vor den Türen lärmte. So ward der junge Coſimo Herzog von Florenz.

Die Glocken läuteten, Freudenfeuer wurden angezündet, und das Volk ſtrömte nach dem Mediceerpalaſt, um den neuen Herrn zu ſehen. Am ausgelaſſenſten betrugen ſich die Soldaten des Vitelli, die dem Gefeierten eine ſonderbare Huldigung darbrachten. Sie ſtürzten ſich untermiſcht mit Pöbelhaufen, die Palle! Palle! ſchrieen, auf das neben dem großen Palaſt gelegene Stammhaus der Medici, das zur einen Hälfte dem Sohn Giovannis, zur anderen den Erben Pierfrancescos gehörte, und plünderten, ohne daß Frau Maria oder die Freunde zu wehren vermochten, ſowohl Coſimos wie des „Verräters" Lorenzino Wohnung, indem ſie alles wegſchleppten, was ſeit vielen Generationen an Koſtbarkeiten, ſeltenen Büchern, antiken Statuen dort aufgehäuft war. Aus Rom, wo es üblich war, die Wohnung neugewählter Päpſte dem Pöbel preiszugeben, hatten ſie dieſen ſchönen Brauch herübergebracht.

Lorenzinos Haus wurde überdies in der ganzen Breite des Zimmers, in dem der Mord geſchehen war, vom Dach bis zu den Grundmauern eingeriſſen*), er ſelbſt als Staatsverbrecher mit dem Strick am Fuß, den Kopf nach unten, auf die Feſtungsmauer gemalt und ein Preis von achttauſend Dukaten auf ſeinen Kopf geſetzt. Seine und ſeines Bruders Giuliano Habe, ſoweit ſie nicht von den Soldaten Vitellis weggeſchleppt war, fiel als „Rebellengut" dem neuen Herzog zu.

Aleſſandros Reſte ſind in der Neuen Sakriſtei von San Lorenzo im Grabmal des Herzogs von Urbino beſtattet. Michelangelos Marmorkoloſſe decken die Gebeine des Vaters und des Sohnes, und darüber ſitzt der finſtere „Penſieroſo", die Idealgeſtalt des vorangegangenen Herzogs,

*) Durch die Breſche ſollte ein Durchgang gelegt werden, dem der Name Chiasso del Traditore beſtimmt war. Aber dieſe Gaſſe, die in der Phantaſie der Florentiner eine große Rolle ſpielt, hat nie in Wirklichkeit beſtanden, nur der Trümmerhaufe zwiſchen den Häuſerreihen blieb als Wahrzeichen liegen. Erſt 1737, alſo genau 200 Jahre nach der Tat, durfte an der Stelle, wo Lorenzinos Dolch den Herzog traf, wieder gebaut werden. Das Haus, das auf den Trümmern des alten Stammhauſes der Medici entſtand, diente ſpäter dem Tondichter Roſſini als Wohnſitz.

wie in tiefem Brüten über die Geſchicke ſeines Hauſes*).

Niemand trauerte um den Toten als die junge Herzogin, die Tag und Nacht in ihren Gemächern weinte. Doch war ſein Leben der beſſeren Züge nicht völlig bar, wie er auch Anwandlungen von Großmut und Gerechtigkeit hatte. Aleſſandro hinterließ eine Reihe nützlicher und wahrhaft volksfreundlicher Einrichtungen und hätte ohne ſeine Laſter wohl das Zeug zu einem tüchtigen Regenten gehabt. Es ſind einige ſalomoniſche Urteile von ihm erhalten, die für die ungewöhnliche Klarheit und Schnelle ſeines Geiſtes zeugen. Er war eine derbe Naturkraft, gewaltſam und rachſüchtig, aber auch gerade heraus, und wollte nicht beſſer erſcheinen, als er war; die Schmeichler verachtete er und gab ihnen Fußtritte. Aber er war kein echter Medici, die Ehrfurcht vor Kunſt und Wiſſenſchaft kannte er nicht mehr, Florenz verödete unter ihm. Michelangelo hat es ſtets als ſeine Rettung betrachtet, daß er ſich bei

*) In den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Gruft geöffnet, wobei man die Gebeine der beiden Herzöge noch ſo wohlerhalten fand, daß man die Schädel in Gips abgießen konnte. Derjenige Aleſſandros war an den Spuren der Mordwaffe leicht zu erkennen.

Klemens' Tode auf Reisen befand, in Florenz wäre er vor der Rachsucht Alessandros nicht sicher gewesen.

Sein Nachfolger war ein völlig anderer Mensch. Die erstaunten Florentiner meinten später, Gott habe Cosimo zu seinem Herrscheramt erst nachträglich den Verstand gegeben, aber solche, die ihn von Kindheit an kannten, hatten dem stillen Wasser nie getraut. Mit einer unheimlichen Reife und Sicherheit trat er nun als ein völlig fertiger Charakter in den Vordergrund. Im Handumdrehen machte der Siebzehnjährige sich zum Herrn der Lage. Vor allem hatte er den Mut, undankbar zu sein; keinem der Räte gestattete er den geringsten Einfluß; die ihn groß gemacht hatten, stürzte er mit so unfehlbarer Sicherheit wie seine Gegner. Der erste, der das erfuhr, war der liebedienerische Guicciardini, der sich am meisten für den neuen Herrn gemüht hatte. Unverzüglich bestätigte der Kaiser Cosimos Wahl, nur seine Werbung um die Hand der verwitweten Herzogin wurde abgewiesen, denn ihr Vater hatte bereits in Ottavio Farnese, dem zwölfjährigen Enkel des Papstes, einen zweiten Gatten für sie gefunden.

Bevor die Bürger zur Besinnung kamen, lag ihnen ein neues Joch auf dem Nacken, das noch fester saß als das vorige. — Man hat viel dar-

über gestritten, ob Lorenzino de' Medici den Namen des neuen Brutus, den die Ausgewanderten ihm beilegten, wirklich verdiente; das eine hatte er jedenfalls mit dem Mörder Cäsars gemein, daß seine Befreiungstat in ihr völliges Gegenteil umschlug, indem sein Dolch einem weit schlimmeren Unterdrücker den Weg zum Thron bahnte. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Augustus und Cosimo springt überhaupt in die Augen. Aber noch weiter ließe sich die Parallele verfolgen, denn nun sollten die Ausgewanderten, mit denen auch Lorenzino zurückzukehren hoffte, unweit der heimischen Mauern ihr Philippi finden.

Zwischen Prato und Pistoja, am Fuß des Apennin, liegt die ehemals befestigte Ortschaft Montemurlo. Dort floß im Sommer 1537 zum letztenmal florentinisches Blut im Kampfe für die Freiheit.

Filippo Strozzi hatte endlich die Ausgewanderten durch ganz Italien unter einen Hut gebracht, er selbst gab die Mittel für das ganze Unternehmen. Frankreich und der Papst bliesen heimlich in die Flammen. Aber Filippo Strozzi war kein Feldherr. Mit einer Handvoll Soldaten und etlichen sechzig Ausgewanderten, zumeist florentinischen Studenten aus Bologna und Padua, zog er wohlgemut wie zu einer Lustpartie von Bologna herunter und setzte sich in der sicheren

Erwartung, daß die Hauptmacht mit ſeinen Söhnen Roberto und Leone von Mirandola her zu ihm ſtoßen werde, in dem halbzerfallenen Schlößchen von Montemurlo feſt. Jedoch dieſe Expedition blieb infolge heftiger anhaltender Regengüſſe im Gebirg ſtecken, und der ältere Sohn Piero, der die Gefahr des Vaters erkennend ihm mit einem anderen Truppenteil nachgezogen war, erlitt durch eigene Uebereilung zwiſchen Prato und Florenz eine ſchwere Niederlage. Bevor Entſatz zur Stelle war, mußte auch das ſchwach verteidigte Montemurlo ſich ergeben. Die bezahlten Hauptleute ſtreckten zuerſt die Waffen, die Verbannten, unter ihnen Filippo Strozzi, der an dieſem Tage die Sünden ſeiner Vergangenheit gutmachte, wurden mannhaft kämpfend gefangen genommen. Eine Viertelſtunde ſpäter erſchien die Hauptmacht mit wehenden Fahnen vor Montemurlo und ſtieß dort auf Pieros zerſprengte Scharen, aber die Brüder kamen zu ſpät, den Vater zu retten, und kehrten mit ihren Truppen, ſelber übel zugerichtet, über den Apennin zurück.

Der reichſte Mann Italiens, der mit Königen und Päpſten als ihresgleichen verkehrt hatte und ein Liebling des Glücks geweſen war, wurde nebſt den anderen auf einem elenden Klepper ſchmachvoll als Hochverräter nach Florenz geſchleppt.

Viele Tage hintereinander floß das Blut der Gefangenen im Hof des Bargello, bis die Haltung des Volkes so drohend ward, daß Cosimo von weiteren Hinrichtungen abstand und den Rest der Unglücklichen zum langsameren Tod in unterirdischen Verliesen begnadigte.

Nur des Strozzi konnte er zu seinem Verdruß nicht habhaft werden, denn sein alter Freund Vitelli, dem Filippo sich persönlich ergeben hatte, hielt ihn in der Festung als Gefangenen des Kaisers verwahrt, um ihm Geld und kostbare Geschenke auszupressen. Jeden Einfall des habsüchtigen Kommandanten und seiner Frau befriedigten Filippos Söhne von Venedig aus, aber sie konnten die Lage ihres unglücklichen Vaters nicht erleichtern. Auch die Fürbitte der Catarina de' Medici für ihren gefangenen Oheim blieb wirkungslos. Er wurde wiederholt gefoltert, weil man ihm das Geständnis entreißen wollte, daß er an Alessandros Ermordung mitschuldig gewesen, und eines Tages fand man ihn tot in dem Gefängnis, das er selbst gebaut hatte, — es hieß, er habe selber Hand an sich gelegt, und der mit Blut an die Wand geschriebene Vers: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor schien die Angabe der Wächter zu bestätigen. Dennoch blieb der Verdacht an Cosimo haften, daß er ihn im Ein-

verständnis mit dem Kommandanten heimlich habe töten lassen.

Jetzt lebte nur noch einer, nach dessen Blut Cosimo dürstete. Der „neue Brutus" war nicht mit nach Montemurlo gezogen. Filippo Strozzi hatte ihn zu seiner Sicherheit nach Mirandola geschickt, das im Bund mit Frankreich stand; er sollte dort Truppen für die Verbannten werben. Aber nach dem Tag von Montemurlo war auch in Mirandola seines Bleibens nicht mehr, und nun begann für den Geächteten ein unstetes Wanderleben. Mit Filippo Strozzi hatte er den einzig wahren Freund verloren, für die anderen war die Person des Verräters und Fürstenmörders eine Verlegenheit.

Zuerst flüchtete er nach Frankreich zum König Franz, der ihn freundlich aufnahm und ihn gleich mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel weiterschickte. Vom Orient zurückgekehrt, hielt er sich längere Zeit in Paris im Haus eines florentinischen Verbannten verborgen; dort sah ihn Benvenuto Cellini wieder, der damals für den König Franz arbeitete. Eine Zeitlang gab er sich auch für einen Studenten aus; er mußte häufig Namen und Wohnung wechseln, weil Cosimo, der geschworen hatte, den Tod seines Vorgängers zu rächen, ihm überall nachspüren ließ. Sein Leben

war eine beſtändige Furcht. Unter dem Druck der ewigen Verfolgung verſiegte auch ſein Talent. Nur einmal raffte ſein erſchöpfter Geiſt ſich noch auf, als er ungefähr ein Jahr nach der Tat die berühmte Schutzſchrift L'apologia di Lorenzo de' Medici verfaßte, wo er die Gründe ſeines Handelns verteidigt. Es iſt eine Schrift von ſo hinreißender Beredſamkeit und meſſerſcharfer Logik, daß man zu ſagen pflegte, Lorenzino habe mit der Feder den Herzog Aleſſandro zum zweitenmal getötet. Sonſt ſchrieb er im Exil nichts weiter als ein paar ſchwermütige Sonette, um ſeiner Sehnſucht nach den Ufern des Arno Ausdruck zu geben.

Schnell verwelkte ſein Ruhm. Die Freunde, die ihn ihren Brutus genannt, hatten teils unter dem Beil geendet, teils ſchmachteten ſie noch in Coſimos Kerkern, die Uebriggebliebenen hatten mit dem Beſtehenden ihren Frieden gemacht oder lebten da und dort zerſtreut in der Verborgenheit. Nur die Strozzi ſtanden treulich zu ihm. Filippos Söhne, die ihrem liebenswürdig-leichtſinnigen Vater im Leben wenig Ehrfurcht bewieſen hatten, wollten nach ſeinem Tode pietätvoll ſein gegebenes Wort einlöſen und führten Lorenzinos Schweſtern Maddalena und Laudamia heim. Aber der blutige Glorienſchein um das Haupt des Tyrannenmörders verbleichte, die Zeit ging

unerbittlich über das Geschehene hinweg. Zehn Jahre nach seiner Tat war er ein Vergessener.

Nur Cosimo und der Kaiser vergaßen ihn nicht. Karl verlangte Sühne für das Blut seines Schwiegersohns, und Cosimo fand seine Rechnung dabei, dem Kaiser gefällig zu sein: zwischen ihm und Lorenzino herrschte von Jugend auf bitterer Haß, der durch den langen Erbschaftsprozeß noch verschärft worden war, und überhaupt lag es in Cosimos Interesse, in der Verwandtschaft aufzuräumen. Seine besoldeten Mörder waren dem Unglücklichen überall auf den Fersen, und sogar die offiziellen Gesandtschaften hatten den Auftrag, „die Pestbeule, den Verräter Lorenzo" aus der Welt zu schaffen.

Nach dem Tode Franz' I. war Lorenzino wieder nach Venedig zurückgekehrt, wo noch ein Häuflein florentinischer Verbannter zusammenhielt. Seit Catarina de' Medici, die Halbschwester Alessandros, den Thron mit Heinrich II. teilte, war es ihm in Frankreich nicht mehr geheuer. Die Inselstadt beschützte politische Verbrecher, und der Gondelverkehr bot ihm dort eine verhältnismäßige Sicherheit. In Venedig führte er den Namen eines Herrn Marco und wohnte mit seiner Mutter und einem mütterlichen Oheim zusammen; Piero Strozzi versah den Schwager mit

Geldmitteln und hielt ihm drei Bewaffnete zur persönlichen Sicherheit.

Aber der Roman seines Lebens ging dem Ende zu. Ob er es müde geworden war, so ängstlich auf seiner Hut zu sein, ob ihn die Länge der Zeit unvorsichtig gemacht hatte, er ging häufig zu Fuß durch die engen Gassen und ließ sich unter den Fenstern einer schönen Dame blicken, zu der er ein leidenschaftliches Verhältnis unterhielt. Und doch wußte er, daß er keinen Augenblick seines Lebens sicher war. Verdächtige Persönlichkeiten hatten sich wiederholt in seine Nähe gedrängt, einmal war sogar die Gondel, in der Lorenzino sich befinden sollte, von unbekannten Strolchen, die sich für Zollwächter ausgaben, gewaltsam angehalten und durchsucht worden. Und noch ein anderes Schwert hing schreckhaft über seinem Haupt. Cosimo hatte der venezianischen Regierung einen flüchtigen Verbrecher ausgeliefert und erwartete in der Person seines geächteten Vetters das Gegengeschenk. Zu seiner Sicherheit sprengten die Freunde aus, er sei nach Frankreich zurückgekehrt, aber schon hatten zwei Glücksritter, die von Cosimo gedungen waren, seine Spur gefunden, und am 26. Februar 1547 lief er endlich in sein Verhängnis.

An diesem Morgen sahen die zwei Mord-

geſellen Lorenzino mit ſeinem Oheim in die Kirche San Paolo, die ſeiner Wohnung gegenüberlag, zur Meſſe gehen. Sie poſtierten ſich unter der Kirchtüre, bis die beiden heraustraten, und fielen ſie auf der menſchenleeren Piazza an.

Lorenzino wurde mit geſpaltenem Schädel zu Boden geſtreckt, und ſein Oheim, der ihn verteidigen wollte, gleichfalls ſchwer verwundet. Beim erſten Lärm flog die Mutter Lorenzinos herbei, und die unglückliche Frau kam gerade recht, den letzten Seufzer ihres ſterbenden Sohnes zu empfangen. Auch der Oheim erlag ſeinen Wunden, es hieß, die Waffen ſeien vergiftet geweſen.

Die Ausgewanderten wollten Lorenzos Tod rächen und machten zu Waſſer und zu Lande Jagd auf die Mörder, aber die ſpaniſche Geſandtſchaft nahm ſie in ihren Schutz und geleitete ſie ſicher in Coſimos Arme, bei dem ſie einen freudigen Empfang und lebenslängliche glänzende Verſorgung fanden.

Lorenzinos Name ſchwankt auf ewig in der Geſchichte zwiſchen Schmach und Ruhm. Vieldeutig, wie ſein Charakter, ſind die Motive ſeiner Tat. Das eine läßt ſich mit Sicherheit behaupten, daß er es mit ſeinen Mitbürgern ehrlich gemeint hat: der Wunſch, ſeine Vaterſtadt zu regieren, iſt nie in Lorenzinos Kopf gekommen. Ein perverſer Idea-

lismus, der sich an der Lektüre der Alten bis zum Taumel erhitzte, vermischt mit krankhaftem Nachahmungstrieb, war der erste Hebel seiner Handlungen. So gewiß ihm bei der Verstümmelung der Antiken in Rom die berühmte Hermenschändung des Alkibiades vorschwebte, so gewiß glaubte er in jener furchtbaren Dreikönigsnacht sich zum Brutus oder Timoleon seines Vaterlandes gemacht zu haben.

Ein Bänkelsängerlied, das nach seinem Tode verfaßt und über ganz Italien verbreitet wurde, schildert, wie der Verräter zuerst vergebens an die Himmelspforte klopft und dann auch vom Höllenfürsten abgewiesen wird, weil dieser fürchtet, er möchte ihn gleichfalls verraten. Daher pflegte man in Italien lange Zeit von einem, der sich zwischen zwei Stühle niedergesetzt hatte, zu sagen: Es geht ihm wie Lorenzino, den weder Gott noch der Teufel wollte.

Besser als bei den Geschichtschreibern ist Lorenzinos problematische Gestalt bei den Dichtern weggekommen. Alfieri, Niccolini, Leopardi haben vielleicht mit zuviel Naivität ihn als Freiheitsmann verherrlicht, Alfred de Musset suchte dagegen die Rätsel seines Wesens zu lösen, indem er ihn zu einem Hamlettypus umschuf. Sein „Lorenzaccio", der lange halbverschollen war, ist sogar neuerdings durch den wiedererwachten Musset-

kultus in Frankreich auf die Bühne gebracht worden, und Sarah Bernhard hatte die Laune, in der Titelrolle aufzutreten.

Es sind keine authentischen Bildnisse von Lorenzino erhalten, man kennt nur eine Denkmünze, die ihn im Brutuskostüm darstellt, mit einem mächtigen Kriegerkopf, der der Persönlichkeit des Dargestellten nicht entsprochen haben kann. Auffallend ist die Aehnlichkeit mit der herrlichen Brutusbüste des Michelangelo, die für den Kardinal Salviati, einen der Teilnehmer an der großen Verschwörung der Verbannten gegen Alessandro, gearbeitet ist, — ob aber dem Künstler die Züge Lorenzinos vorschwebten, oder ob man umgekehrt das Bildnis des „toskanischen Brutus" diesem idealen Brutuskopf anzunähern gesucht hat, wird schwerlich zu entscheiden sein. —

Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, regierte Cosimo glücklich und lange. Er hatte zwar noch schwere Kämpfe gegen die tapfern Söhne Filippo Strozzis zu bestehen, besonders gegen Piero, der an der Spitze eines französischen Heers dem von Cosimos Truppen belagerten Siena zu Hilfe eilte, um den Tod seines Vaters und die Unterdrückung der Heimat zu rächen. Aber Cosimo trug den Sieg und einen Zuwachs an Macht davon, indem er Siena unterwarf und seinen Staaten einverleibte.

Cosimo war ohne Frage ein bedeutender Mensch. Vom Vater hatte er die rasche Entschlossenheit und von der Mutter das leise Zuwarten und die tiefe Berechnung geerbt; seinem Gönner und Vorbild Karl V. sah er die undurchdringliche Herrschermiene ab. Als er in den Windeln lag, ließ Giovanni delle Bande Nere sich einmal in einer wilden Laune das Söhnchen aus einem Fenster des Palastes in den Hof herabwerfen und fing es in seinen Armen auf. Man wollte daraus schließen, daß das Kind zu großen Geschicken geboren sei. Und in der Tat, das Glück hat mehr für Cosimo getan als für die Genialsten seines Geschlechts. Wie es ihn durch eine ganz unerwartete Verknüpfung äußerer Umstände zum Thron führte, so blieb es ihm während seiner ganzen Regentenlaufbahn treu. Nur am häuslichen Herd verließ es ihn; er sah seine liebsten und begabtesten Kinder und andere Glieder seines Hauses rasch nacheinander sterben, unter Umständen, die einer unheimlichen Sagenbildung Raum gaben, und seine in späteren Jahren geschlossene zweite Ehe bereitete ihm einen trüben Lebensabend. Aber es gelang ihm, auf toskanischem Boden eine dauernde Monarchie zu gründen und sein Haus für Jahrhunderte zu befestigen.

Durch seine Heirat mit der schönen, aber engherzigen und steifen Eleonora von Toledo aus dem Geschlecht der Herzöge von Alba bekam das Verhältnis des Herrschers zum Volke ein ganz neues unflorentinisches Gesicht. Cosimo umgab sich mit Ceremoniell, mit ödem Pomp und Etikette und erlangte von Pius V. den erblichen Titel eines Großherzogs in Toskana. Die letzten Zuckungen der Freiheit erloschen unter ihm, und ein Geist des Byzantinismus griff um sich, der das ganze Leben verwandelte. Die Nachkommen der großen Florentiner haschten nach Hofämtern, Titeln und Orden; sie pflanzten zum Zeichen ihrer loyalen Gesinnung die Büsten des Herrschers über ihren Haustüren auf. Unter diesem Eiseshauch erstarrten die letzten späten Blüten der Renaissance, die Kunst verlor ihr inneres Leben. Bandinelli und Ammanati wetteiferten, Florenz durch ihre Werke zu verunzieren, subalterne Geister wie Vasari und Cellini paßten sich an, aber Michelangelo blieb gegen alle Lockungen Cosimos taub und wollte erst als Leiche in seine Vaterstadt zurückkehren. Die Platonische Akademie, die noch unter Klemens VII. einen Macchiavelli zu ihren Mitgliedern zählte, wurde eine Schule hohler Redensarten, der Herrscher führte selbst das Protektorat und lenkte jede geistige Bewegung

auf seichte Spielereien ab. Wer in den Annalen von Florenz zu den Tagen des ersten Großherzogs gelangt, dem ist es zu Mute, als ob er aus einem grünen sonnigen Weideland plötzlich in eine dürre unfruchtbare Sandwüste versetzt würde.

Mit Cosimo I. schließt der Reigen machtvoller mediceischer Persönlichkeiten, und an seinen Nachfolgern gemessen erscheint seine Gestalt noch in fast heroischer Größe. Aber es war der Ausfluß seines Geistes, was in der Folgezeit blühte: die legitime Fürstlichkeit, die keiner persönlichen Größe bedarf.

Unter ihm und seinen Nachfolgern vollendete sich die friedliche Entartung seines Volkes, die das bewußte Ziel seiner Politik war. Ein mildes Regiment tröstete die Florentiner später für die verlorene Freiheit; ihr Wahlspruch wurde: „Essen, Trinken und guter Dinge sein", und ein glückliches Schlaraffenleben lullte alle tieferen Fähigkeiten ein. — Wer die späteren Florentiner betrachtet, dem scheint es unfaßbar, daß sie von dem Titanengeschlecht der alten Republik abstammen sollen. Der Uebergang, an den man sich sträubt zu glauben, ist zum überwiegenden Teil das Werk des ersten Großherzogs.

Bianca Cappello

Zu Venedig am Rio Sant' Aponal dem ponte storto gegenüber erhebt ſich einer jener alten, an den Innenkanälen Venedigs ſo häufigen zweiſtöckigen Paläſte, an denen wiederholtes Umbauen und Reſtaurieren jeden beſtimmten Stilcharakter verwiſcht hat: Bianca Cappellos Geburtshaus. Das junge Mädchen, das in der Nacht vom 29. November 1563 mit ſeinem Liebhaber aus dieſen Mauern entwich, konnte nicht ahnen, daß durch dieſen abenteuerlichen Streich das alte Patrizierhaus dereinſt mehr Berühmtheit erlangen ſollte als durch alle Dienſte, die das edle Geſchlecht der Cappello jahrhundertelang der Republik geleiſtet hatte.

Bianca war damals ſechzehn Jahre alt und bildſchön. Ihre Mutter aus dem ſtolzen Geſchlecht der Moroſini hatte ſie ſchon im zehnten Jahr verloren, und durch die eiferſüchtige Stiefmutter Lucrezia Grimani, eine Frau von abſtoßendem Aeußern und wenig liebenswürdigem Charakter, die aber den Dogen Andrea Grimani

ihren Oheim und den Patriarchen von Aquileja Vetter nannte, war ihr das Herz des Vaters entfremdet worden. Seit der zweiten Heirat hielt Bartolomeo Cappello seine Tochter völlig abgesondert vom Rest der Familie unter Aufsicht einer Duenna im Oberstock des Palastes wenig besser als eine Gefangene. Ohnehin legte die Sitte der Zeit den venezianischen Patrizierstöchtern eine fast orientalische Abgeschlossenheit auf und gestattete ihnen keinen Ausgang als zur Messe, und auch den nur unter sicherer Eskorte und tief verschleiert. Solchem Zwang widerstrebte Biancas feuriges Temperament und ließ die Verführung leichten Eingang finden.

Am ponte storto, dem Palazzo Cappello schräg gegenüber, hatte das große florentinische Bankhaus Salviati seine Filiale, von der noch jetzt die dort liegenden Baulichkeiten den Namen tragen. Die Florentiner waren schon seit Jahrhunderten die Bankiers von halb Europa, in allen Weltstädten besaßen sie ihre Succursalen, mittels deren sie die Finanzen beherrschten und die Politik ihrer Heimat unterstützten. An der Spitze jener venezianischen Succursale stand ein gewisser Giovanbattista Buonaventuri aus Florenz, der zu seinem größten Unheil einen Neffen namens Pietro, einen eitlen und verwegenen Menschen,

als Kommis beſchäftigte. Dieſer junge Mann, der immer auf Liebeshändel ausging und für den die gefährlichſten den größten Reiz hatten, warf ſein Begehren auf die junge Schönheit, die im Palaſt der Cappello aufgeblüht war, und las in ihren Augen Erwiderung. Bald gingen geheime Botſchaften hin und her, und bei einem Beſuch der Meſſe in Sant' Apollinare wurde die perſönliche Bekanntſchaft angeknüpft, wobei der Abenteurer, der armer Leute Kind war, ſich für einen Sohn des reichen und mächtigen Hauſes Salviati ausgab. Ein Salviati war wohl würdig, um eine Cappello zu werben, denn dieſe Familie gehörte ſeit Jahrhunderten zu den angeſehenſten von Florenz und war durch Maria Salviati, die Mutter Coſimos I., dem regierenden Hauſe von Toskana nahe verwandt. Das glänzende Aeußere des Jünglings, ſeine reiche Kleidung, ſein ganzes Auftreten ließen keinen Betrug vermuten. Von der Duenna und den weiblichen Dienſtboten begünſtigt, gelangte Pietro eines Nachts mit Nachſchlüſſeln in Biancas Schlafgemach, wo ſie vor dieſen Zeugen die Ringe tauſchten. Da aber ſeine Beſuche nicht ohne die äußerſte Lebensgefahr fortgeſetzt werden konnten, richteten es die Liebenden ein, daß fortan Bianca ſelbſt in einen Mantel gewickelt nächtlicherweile über die Straße ins

Haus ihres Liebſten huſchte. Eines Morgens nun, ſo erzählt die Sage, kurz vor Tagesanbruch ſah ein vorübergehender Bäckergeſell die Tür des Palazzo Cappello angelehnt und ſchlug ſie zu, um das vermeintliche Verſehen der Dienerſchaft gutzumachen. Als Bianca ſich zurückſchleichen wollte, fand ſie mit tödlichem Schrecken den Eingang verſchloſſen und keine Möglichkeit, ſich der feſt ſchlafenden Vertrauten vernehmbar zu machen. Auf der Entdeckung ihres Verhältniſſes ſtand nach venezianiſchem Geſetz für den Verführer der Tod, die Verführte fiel der unerbittlichen Strenge der Familie anheim. Dem erſchrockenen Pärchen blieb keine Wahl, ſie warfen ſich, wie ſie gingen und ſtanden, in eine Gondel und ſuchten ihr Heil in der ſchleunigſten Flucht. So erklärt die Tradition jene Entweichung, die Bianca Cappello einem hiſtoriſchen Geſchick entgegenführte. Vor der nüchternen Forſchung aber hält das Märchen vom Bäckergeſellen nicht Stich, es ſcheint vielmehr, daß die Stiefmutter Verdacht ſchöpfte und daß die Liebenden aus Beſtürzung über die Folgen ihres geheimen Verkehrs, die ſich ſchon zu zeigen begannen, das Weite ſuchten. Der Oheim Buonaventuri, der ſich vergebens bemüht hatte, ſeinen Neffen von der halsbrecheriſchen Liebſchaft abzubringen, verſah ihn in dieſer Not mit Geld

und half dem Pärchen zur Flucht aus der Lagunenſtadt. Bis dahin hatte Bianca noch immer geglaubt, ſich einem Salviati zu eigen gegeben zu haben, der durch den Einfluß ſeiner Verwandtſchaft im ſtande ſein würde, die zürnende Familie Cappello zu verſöhnen. Welch ein Sturz aus ihren Himmeln, als ſie jetzt den wahren Stand und Namen ihres Geliebten erfuhr. Doch blieb der Betrogenen nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiel zu machen, denn bei dem Betrüger ſtand jetzt noch ihr einziges Heil. An Vergebung von Hauſe war unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken, das Mildeſte, was ihr von dieſer Seite blühte, war lebenslängliche Haft in Kloſtermauern, gab doch der Skandal den Häuſern Cappello-Grimani den längſt geſuchten Anlaß, das Muttergut des ſchutzloſen Mädchens an ſich zu reißen. In dieſer furchtbaren Zwangslage wurde von Biancas Seele der Jugendſchmelz abgeſtreift und der Grund zu jener tiefen Verſtellungskunſt gelegt, in der ſie ſich ſpäter als eine ſo vollendete Meiſterin zeigte.

Als ihre Flucht entdeckt ward und der alte Giovanbattiſta ein freiwilliges Bekenntnis ablegte, ſetzten die zwei verſchwägerten Familien ganz Venedig in Aufruhr. Herr Bartolomeo wandte ſich mit einer beweglichen Klage an den

Rat der Zehn, und im Verein mit dem Patriarchen von Aquileja ruhte er nicht eher, als bis der Entführer in contumaciam zum Tode verurteilt und ein Preis von tausend Dukaten auf die Auslieferung der Flüchtlinge gesetzt wurde, den er aus eigenen Mitteln verdoppelte.

Diese hatten unterdessen auf dem kürzesten Wege Florenz erreicht, wo Pietros Vater, der Notar Buonaventuri, eine bescheidene Mietwohnung an der Piazza San Marco innehatte. Dorthin brachte Pietro die stolze Patrizierstochter, die von seinen Eltern freundlich aufgenommen wurde und die nun in den beschränkten bürgerlichen Verhältnissen des Ser Zanobi neue Gelegenheit fand, die Anpassungsfähigkeit ihres Naturells zu üben. Man eilte, in dem nahen San Marco die Trauung zu vollziehen, denn schon waren die Klagen der Venezianer, die Biancas Auslieferung und die Bestrafung des Entführers forderten, zum Herzog Cosimo gedrungen, der die Schuldigen vor sich rufen ließ. Der Fürst, der zwar zu dem von seinem Untertanen verübten Streiche sauer sah, jedoch von Biancas Schönheit und edlem Auftreten nicht ungerührt blieb, befahl ihr, sich streng verborgen zu halten, da er außer stande sei, sie gegen die venezianischen Nachstellungen zu schützen. Im Juli

genas ſie eines Töchterleins, das mit dem Namen ihrer verſtorbenen Mutter Pellegrina getauft wurde. Biancas Lage war fürchterlich, denn die Späher der Republik ſuchten in den Straßen von Florenz ihre und ihres Mannes Spuren, und wenn der Herzog auch keine Hand zu ihrer Auslieferung bot, ſo fiel es ihm doch nicht ein, ſich um ihretwillen mit dem befreundeten Staate zu entzweien. Bereits hatte ein furchtbares Los den Mitwiſſer und Helfer ihrer Flucht getroffen: der unglückliche Giovanbattiſta war trotz der Bemühungen des florentiniſchen Geſandten gefoltert und ins Gefängnis geworfen worden, wo er bald darauf an den Folgen der Tortur ſtarb. Nur ein Wunder vermochte das bedrängte Paar zu retten. Dieſes Wunder, dem Bianca nachgeholfen haben mag, geſchah!

Wenige Monate zuvor hatte Coſimo, der leidend in Poggio a Cajano lag, nach dem plötzlichen dunklen Ende ſeiner beiden Söhne Don Giovanni und Don Garcia und dem ebenſo raſchen Hinſcheiden der Herzogin ſeinen Erſtgeborenen Don Francesco vom ſpaniſchen Hofe zurückberufen, um ihm den größten Teil der Regierungsgeſchäfte zu übertragen. Es war eine Art Abdankung, doch auf Widerruf, denn neben dem Herrſchertitel behielt ſich Coſimo das Recht

des Eingreifens, wann es ihm nötig ſcheinen würde, vor. Der Prinz war jung, ſchön und geiſtig nicht unbegabt, eine ritterliche Erſcheinung und ſehr zu galanten Intrigen geneigt, was er unter ſtrengſter Etikette verbarg. Er pflegte viele Stunden des Tages in ſeinem Caſino bei San Marco zu verbringen, wo er immer eine Anzahl von Künſtlern und Mechanikern um ſich beſchäftigte und in einem eigenen chemiſchen Laboratorium ſeinen dilettantiſchen Experimenten nachhing; denn bevor mit Galileo die Naturwiſſenſchaft ihren Siegeslauf begann, lagen ſchon die naturwiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe in der Luft wie in der vorangegangenen Aera die künſtleriſchen.

So fuhr er täglich an Biancas Hauſe vorüber, wo ihm die ſtrahlende Erſcheinung bald an den Fenſtern erſchienen ſein muß. Natürlich war auch dem Prinzregenten der Liebesroman der Venezianerin und das ungeheure dadurch erregte Aufſehen längſt bekannt, gehörte es doch zu den Pflichten der auswärtigen Geſandten und Geheimagenten, ihre Souveräne neben den politiſchen Nachrichten auch mit dem in den Nachbarlanden zirkulierenden Privatklatſch und mit pikanten Hiſtörchen zu verſorgen. Ueber die erſte Begegnung Biancas mit dem Prinzen gibt es

verſchiedene mehr oder minder romanhafte Verſionen, wie überhaupt die Phantaſie ihrer Zeitgenoſſen nicht müde wurde, ſich mit dieſer Geſtalt zu beſchäftigen: nach den einen hätte eine ſpaniſche Hofdame die junge Frau in ihr Haus gelockt und ihr dort den Prinzen zugeführt, nach andern wäre Bianca ſelber ihm eines Tages auf der Piazza San Marco entgegengetreten, um ſeine Protektion zu erbitten. Wie dem auch ſei, das erſte Zuſammentreffen entſchied über Francescos ganzes Leben. Und es war wohl der Mühe wert, ſein Herz ſo gründlich zu verlieren: die Bilder der Bianca, die alle aus ſpäteren Jahren ſtammen, laſſen ahnen, was ſie um jene Zeit geweſen ſein muß, als die feinen Züge, die ſchon ein Schickſal ausgebildet hatte, unter der Fülle des tizianiſchen Haares im Schmelz der ſechzehn Jahre leuchteten und in ihrer ſchönen mittelgroßen Geſtalt ſich noch die venezianiſche Formenfülle mit der Schlankheit der erſten Jugend vereinigte. Die angeborene Grazie und Beweglichkeit ihres Geiſtes machten ſie äußerſt anziehend im Verkehr, und eine wohllautende Stimme kam noch hinzu, um den Zauber zu erhöhen.

Bianca beſann ſich nicht lange, den Weg zu gehen, auf dem ihr Glück winkte. Dem Gatten,

den ſie nicht achtete, glaubte ſie nichts mehr ſchuldig zu ſein, obgleich dieſe Liebe, die erſte und vielleicht einzige ihres Lebens, niemals ganz erloſch. Von der Not getrieben und durch ihre Erfahrungen in tiefſter Seele ernüchtert, warf ſie ſich in die Arme des Fürſten, wo Sicherheit, Glanz und alle Genüſſe des Lebens ihrer warteten. Nun regnete es mit Geſchenken und Gunſtbezeigungen auf das Ehepaar. Es verſteht ſich, daß vor allem Biancas ſtrenge Klauſur aufgehoben und ihre Perſon mit einem Sicherheitsdienſt umgeben wurde. Den gefügigen Gatten belohnten hohe Ehrenämter und ein ſchrankenloſer Einfluß bei Hofe. Einträgliche Güter, die Pietro mit den Geldern des Prinzen auf Biancas Namen erſtand, mußten die Mittel zu einer glänzenden Lebensführung liefern. Für Bianca wurde überdies ein Palaſt in der Via Maggio in nächſter Nähe des Palazzo Pitti gekauft und fürſtlich ausgeſtattet, wo ſie von dem im Untergeſchoß wohnenden Gatten getrennt allabendlich den Beſuch des Prinzen empfing.

Noch hüllte Don Francesco ſein Liebesglück in ſtrenges Geheimnis, denn die Heiratsverhandlungen, die Coſimo für ihn mit dem öſterreichiſchen Hofe führte, erlegten ihm Vorſicht auf. Aber als mit dem Einzug der kaiſerlichen Braut

im Reſidenzſchloß das politiſche Intereſſe geſichert war, ließ er ſeiner glühenden Leidenſchaft die Zügel ſchießen. Bianca, die alle Zurückhaltung abgelegt hatte, erſchien verſchwenderiſch geſchmückt am Hof und nahm als Königin der Feſte die allgemeinen Huldigungen entgegen, während die Kaiſerstochter vernachläſſigt und überſehen auf der Seite ſtand. Die Aermſte war nicht nur aller körperlichen Reize bar, es fehlten ihr auch die geiſtigen Eigenſchaften, die das Herz ihres Gemahls hätten gewinnen können. Eng und ſtreng erzogen, ohne einen Schimmer jener hohen geiſtigen Kultur und geſelligen Anmut, die noch immer die italieniſchen Fürſtenhöfe verklärten, mit ihrem unbeweglichen Naturell, dazu bigott und melancholiſch — ſo ſtand ſie einer Rivalin wie der Cappello gegenüber. Selbſt die Hofſchranzen ließen ſie unter dem Schein der Unterwürfigkeit ihre Inferiorität empfinden. Da ſie das Unglück hatte, ſich in ihren Gemahl zu verlieben, wurde ſie ihm durch Eiferſucht und Moralpredigten doppelt zur Laſt. Vergebens bemühte ſich der alte Coſimo von ſeinem Landſitz aus, wo er weltmüde, aber noch keineswegs lebensſatt mit einer ſchönen Freundin hauſte, in dieſer nicht im Himmel geſchloſſenen Ehe Glück und Eintracht herzuſtellen. Selbſt in den Mitteln beſchränkte der Prinzregent

seine kaiserliche Gemahlin, die ihrerseits mit Almosen Verschwendung trieb, und wenn ihre Schatulle leer war, wurden ihr Vorschüsse schroff abgeschlagen. Als sich einmal ein Bettler um Unterstützung an sie wandte, soll sie mit schneidender Bitterkeit geantwortet haben: Du hast an die falsche Tür geklopft, geh zu der Venezianerin.

Diese mit ihrer heiteren selbstbewußten Grazie und ihrer unerschöpflichen Unterhaltungsgabe wurde dem schwerblütigen, mißtrauischen, gelangweilten Fürsten immer unentbehrlicher.

In dem Prachtwerk von E. Plon „Benvenuto Cellini" ist ein noch existierendes kleines Wachsporträt des Prinzen abgebildet, das dieser ihr um jene Zeit zusandte, nebst den zwei Zeilen, die es begleiteten:

Geliebte Bianca!

Aus Pisa schicke ich Euch mein Bildnis, das unser Meister Cellini gemacht hat. Mit ihm nehmet auch mein Herz.

Sie brauchte es nicht erst zu nehmen, dieses Herz, das ihr bis zu seinem letzten Schlag gehören sollte. Nichts wurde ihr verweigert, für wen sie sich verwandte, der war im voraus erhört, wer ihr mißfiel, der konnte in Don Francescos Staaten nicht gedeihen. Er umgab sie mit nie gesehenem Luxus, hielt ihr offene und

15. Bianca Cappello
Von Angiolo Bronzino

geſchloſſene Wagen, was die Florentiner umſomehr in die Augen biß, als der Gebrauch der Kutſchen damals noch ganz neu war, und ſtellte ihr eine Begleitung von berittenen Edelleuten und herzoglichen Stallmeiſtern, wenn ſie im vergoldeten »cocchio« wie eine Prinzeſſin von Geblüt mit ihrer Pellegrina durch die Straßen fuhr. Er ſuchte nur noch ſolche Orte auf, wo er ſicher war, ihr zu begegnen, und die verliebten Blicke, die er Sonntags bei der Meſſe in San Lorenzo oder der Santiſſima Annunziata unter den Augen der unglücklichen Kaiſerstochter mit der venezianiſchen Abenteurerin tauſchte, erregten allgemeines Aergernis. Begab ſich Bianca aufs Land, ſo reiſte der verliebte Prinz ihr augenblicklich nach. Was vermochte die arme trockene Johanna von Oeſterreich gegen die ſiegreiche Fülle dieſer Natur? Die Unglückliche glaubte in ihrer Einfalt, der Zauber ihrer Rivalin ſei hölliſchen Urſprungs, und eines Tages, als ſie die triumphierende Favoritin in allem Glanz ihrer vom Luxus umſtrahlten Schönheit auf der Brücke Santa Trinita begegnete, gab ſie verzweiflungsvoll ihren Dienern den Befehl, ſie in den Arno zu ſtürzen. Nur dem entſchloſſenen Dazwiſchentreten eines Hofherrn, der der frommen Fürſtin vorſtellte, daß dieſer Gedanke eine Einflüſterung des Satans

ſei, verdankte die Cappello ihre Rettung. Die arme Johanna aber begab ſich ganz zerknirſcht nach Hauſe, um auf ihren Knieen Buße zu tun.

Der Emporkömmling Buonaventuri wirtſchaftete mittlerweile mit ſo grotesker Anmaßung, daß er ſich den Haß von ganz Florenz auf den Hals lud. Vor allem liebte er es, den Adel, von dem er ſich heimlich verachtet fühlte, ſeine Macht ſpüren zu laſſen, die er um den Preis der Schande beſaß. Für ſein eheliches Mißgeſchick entſchädigte er ſich durch Liebesabenteuer in hohen Kreiſen, und er ſorgte dafür, daß ſie der Welt nicht unbekannt blieben. So hatte er auch mit der ſchönen Caſſandra Ricci, verwitweten Bonciani, ein Verhältnis angeknüpft, und ungewarnt durch das blutige und geheimnisvolle Ende zweier vornehmer Jünglinge, die kurz zuvor dieſelbe Gunſt genoſſen hatten, rühmte er ſich deſſen frech vor den Ohren ihrer Anverwandten. Die Ricci gehörten zu den ſtolzeſten hiſtoriſchen Geſchlechtern und waren nicht gewohnt, mit ſich ſpaßen zu laſſen. Ihre Beſchwerden reizten den frechen Günſtling, zum Schaden noch den Spott zu fügen, denn nun beſchimpfte er ſie öffentlich durch beleidigende Geſten und höhniſche Geſichter, die er ihnen ſchnitt. Wiederholt warnte ihn der Prinz vor ihrer Rache; da es Pietro nur immer toller

trieb, beſchloß er, ihn zu ſeiner Sicherheit mit einer ehrenvollen Miſſion nach Frankreich zu verſchicken. Doch Pietro weigerte ſich, und nun übernahm es Bianca, obwohl in Tränen, weil ſich ein Reſt der Jugendliebe in ihr regte, den Gatten, über den ſie ſich noch Macht genug zutraute, zu freiwilliger Entfernung zu bereden. Allein dieſer, der nach Art ſolcher niedriger Naturen zwar in den Früchten ſeiner Schande ſchwelgte, aber ihrer Urheberin dennoch den tödlichſten Groll nachtrug, antwortete auf Biancas Bitten mit tobenden Beſchimpfungen und der Drohung, ihr den Hals abzuſchneiden, wenn ſie jemals ſich wieder mit einem Wort in ſeine Angelegenheiten miſche. Damit war ſein Verderben beſiegelt. Denn der nächtliche Auftritt hatte einen Zeugen gehabt, deſſen Nähe niemand ahnte. Don Francesco ſelber war auf der geheimen Treppe, welche das obere Geſchoß mit dem unteren verband, der Geliebten in die Wohnräume ihres Gatten nachgeſchlichen und hatte jedes Wort mit angehört. Der Wutausbruch des Buonaventuri zeigte ihm, daß dieſer verwegene Günſtling eine Gefahr für ihn ſelber werden konnte, und der Anblick von Biancas Tränen mochte auch ſeine Eiferſucht gereizt haben. Er tat, als hätte er nichts gehört, im ſtillen aber beſchloß

er, den Unbequemen in die Hände der Rächer zu geben.

Dieser war nach der Szene mit Bianca in aller Morgenfrühe, noch schäumend vor Wut, auf die Straße gerannt, um seine Widersacher zu suchen, und bei der Säule von Santa Trinita führte ihm sein Unstern den Neffen der Cassandra, seinen grimmigsten Feind, im Gespräch mit zwei anderen Edelleuten, in den Weg. Ohne weiteres stürzte er auf diesen zu, setzte ihm die Pistole auf die Brust, und drohte, ihn zu ermorden, wenn er über seine Beziehungen zur Cassandra noch einmal ein mißfälliges Wort spreche. Der Angegriffene wurde todesbleich, aber er entgegnete kein Wort, sondern begab sich augenblicklich mit seinen beiden Zeugen zum Regenten. Trotz der frühen Stunde wurden sie auch gleich empfangen und am Schluß einer langen geheimen Unterredung sagte der Prinz: Tut nach eurem Ermessen, aber macht es kurz ab, ich will von der Sache nichts gewußt haben. Noch desselben Abends stieg er zu Pferd und ritt von dem Architekten Buontalenti begleitet nach seinem Neubau in Pratolino, wo ihn niemand stören durfte. Der unselige Buonaventuri aber rannte unverweilt in sein Verhängnis. Nachdem er die Nacht bei seiner Geliebten im Borgo Santi Apo-

ſtoli zugebracht hatte, verließ er kurz vor Tagesanbruch ihre Wohnung, von einem einzigen Diener begleitet. Die Mörder waren zwölf Mann ſtark da und dort auf ſeinem Wege poſtiert. Bei der Brücke Santa Trinita hörten die zwei einen verdächtigen Pfiff und ſahen ſich nach wenig Schritten von Bewaffneten angegriffen. Der Diener wurde verwundet und entfloh, Pietro hielt ſich die Angreifer fechtend vom Leibe. Aber die Via Maggio war ihm durch ihre dort aufgepflanzten Spießgeſellen verrannt, und als er mit der ganzen Schar auf den Ferſen durch ein Gäßchen bei Santo Spirito den Rückeingang ſeiner Wohnung erreichen wollte, wurde er von dem Ricci und einem andern Meuchelmörder angefallen, die ihn dort erwartet hatten. Pietro, dem es weder an Mut noch an Gewandtheit fehlte, wehrte ſich wie ein Verzweifelter, aber ſeine beiden Piſtolen verſagten, und in dem engen Gäßchen trafen faſt alle Hiebe, die er mit ſeinem langen Degen führte, in die Mauer, während die Angreifer ihm mit der kurzen Stoßwaffe zu Leibe gingen. Es gelang ihm noch, ſeinen Todfeind ſchwer zu verwunden, dann brach er zuſammen, und über ihn her ſtürzte ſich die Meute, um ihre Wut an dem Gefallenen zu kühlen, bis ſie endlich, von Rache geſättigt, ihr Opfer verließen. Ein Apotheker,

der an der Ecke der Via Maggio seinen Laden hatte, eilte auf den Lärm mit zwei Gesellen und mit Lichtern herzu, und in seinen Armen hauchte der unglückliche Buonaventuri seinen letzten Seufzer aus. Der von Wunden zerfetzte Leib des Toten wurde in die nahe Kirche S. Jacopo getragen, und die Schreckenskunde brachte, da eben der Tag zu grauen begann, die ganze Via Maggio auf die Beine. Auch Bianca wurde damit aus dem Schlafe geweckt und überließ sich einem verzweifelten Schmerz, in dem noch einmal alle längst erloschenen Jugendgefühle erwachten. Sie stürzte in den Pitti, um Rache zu fordern, aber der Prinz war nicht zu finden; er kehrte erst des anderen Tages zurück und stellte eine Scheinverfolgung der Mörder an, die unterdessen alle Zeit gehabt hatten, auf dem Weg nach Frankreich zu entweichen. Der Verwundete durfte es sogar wagen, sich bei des Prinzen eigener Schwester, Donna Isabella Orsini, zu verbergen, in deren Haus der ganze Anschlag gezettelt worden war. Der Volksmund hat denn auch nicht versäumt, den Fürsten der direkten Anstiftung dieser Bluttat zu zeihen, allein es ist noch eine Beichte von ihm aus späteren Jahren erhalten, woraus deutlich hervorgeht, daß er die Tat, die ihm genehm war, nur geschehen zu lassen brauchte, ohne selbst den

Blutbefehl zu erteilen. Indeſſen forderte die Rachſucht der Ricci noch ein zweites Opfer. Am Abend nach der Ermordung des Buonaventuri drangen zwei bewaffnete Männer durch den Dachſtuhl in das Haus der Caſſandra ein und erdolchten die Unglückliche in ihrem Bette. Durch dieſe beiden Greueltaten war nach den Begriffen der Zeit die Familienehre wieder hergeſtellt.

Don Francesco genoß den Alleinbeſitz ſeiner Bianca, die bald getröſtet nur noch daran dachte, die Fäden, die ſie mit ihrem fürſtlichen Beſchützer verknüpften, feſter und feſter zu ſpinnen. Noch zu Pietros Lebzeiten hatte ihr der Prinz einmal in einer Stunde der Leidenſchaft auf ein Madonnenbild geſchworen, wenn ſie jemals beide frei würden, ſo mache er ſie zu ſeiner Gemahlin. Jetzt war Bianca frei, und Johannas von Oeſterreich ſchwankende Geſundheit, die durch ihren unglücklichen Gemütszuſtand noch mehr unterwühlt wurde, gab ihr die Hoffnung, daß auch Don Francescos Feſſel keine ewige ſein werde. Aber noch lebte der Herzog Coſimo, der, wenn auch aus der Entfernung und der Zurückgezogenheit, mit wachſamem Auge die Vorgänge in Florenz verfolgte und oft mit ſeiner Autorität eingriff. Im Jahr 1574 aber ſtarb dieſer ruhmgekrönte Fürſt, vorzeitig gealtert und gichtbrüchig,

auf ſeiner Villa zu Poggio a Cajano, nachdem er wenige Jahre zuvor vom Papſte ſeinen Herzenswunſch, den Titel eines Großherzogs für ſich und ſeine Nachfolger, erlangt hatte.

Jetzt brauchte die Cappello ihren ehrgeizigen Ränken keinen Zwang mehr aufzuerlegen. Um ihre Herrſchaft über den neuen Großherzog zu befeſtigen, ſuchte ſie das wirkſamſte aller Mittel aus. Ein Kind, ein Knabe, ſollte ihn auf ewig mit ihr verbinden und ihr den Weg zum höchſten Ziele bahnen. Francesco beſaß noch keinen männlichen Sprößling, der die Thronfolge geſichert hätte, und ſein glühendes Verlangen ging nach einem Sohn, den er am liebſten ſeiner Bianca verdankt hätte, denn uneheliche Geburt war damals kein Hindernis der Erbfolge. Aber Bianca hatte noch weniger Hoffnung, dem Großherzog einen Erben zu ſchenken, als Johanna von Oeſterreich, die ihm Tochter auf Tochter gebar*), denn ſeit der Pellegrina, die ſchon zehn Jahre alt war, hatte ſie kein Kind mehr geboren, und der ſchlechte Zuſtand ihrer Geſundheit nahm ihr jede Ausſicht auf eine zweite Mutterſchaft. Ver-

*) Die jüngſte war jene Donna Maria de' Medici, die ſpäter durch ihre Heirat mit Heinrich IV. Königin von Frankreich wurde.

geblich wandte ſie alle ärztlichen Mittel an, die Natur, die ſie ſo reich bedacht hatte, verſagte ſich ihr früh auf dieſem Punkte.

Um dem Glücke nachzuhelfen, ſetzte die abgefeimte Venezianerin das abenteuerlichſte Komplott ins Werk. Wenige Monate nach Coſimos Tod kündigte ſie dem jungen Großherzog an, daß ſie ſich guter Hoffnung fühle. Sie brachte ihren Leib durch künſtliche Mittel zum Schwellen und heuchelte alle Symptome der Schwangerſchaft mit ſolchem Geſchick, daß die Aerzte ſelber getäuſcht wurden, ſoweit ſie nicht in Biancas Sold ſtanden. Francesco, hochbeglückt, umgab ſie mit der ausgeſuchteſten Pflege. Er hatte unterdeſſen die Orti Oricellari für ſeine Bianca aufgekauft, jenen weltberühmten Park, den damals noch die aus der Plünderung des Mediceerpalaſtes zu Savonarolas Zeit herſtammenden antiken Skulpturen ſchmückten, und ſein erfinderiſches Faktotum Buontalenti hatte ihm das einfache Caſino, das vordem der Sitz der Platoniſchen Akademie geweſen war, in ein prunkvolles Luſtſchloß für die Favoritin verwandelt, die dort den Anverwandten des Herrſcherhauſes und den auswärtigen Geſandten königliche Feſte gab. Mittlerweile ließ ſie durch ihre vertraute Kammerfrau, Giovanna Santi, und eine Hebamme mehrere Weiber aus dem

Volk, die der Entbindung entgegenſahen, an verſchiedenen Punkten der Stadt in ſtrengſter Abgeſchloſſenheit unterhalten und wohl verpflegen, und ſobald eine von ihnen einen kräftigen Knaben geboren hatte, legte Bianca ſich mit geheuchelten Wehen zu Bette. Des Großherzogs zärtliche Angſt verzögerte den kritiſchen Moment, denn er wich keine Minute von ihrem Lager und erklärte, auch die Nacht bei ihr wachen zu wollen. Doch als es ſpäter und ſpäter wurde, zog er ſich endlich auf Bitten der Umgebung und von Müdigkeit und Aufregung überwältigt zurück, der Arzt wurde unter einem Vorwand entfernt, und kaum war die falſche Wöchnerin mit der Santi allein, als man auch ſchon aus ihrem Gemach das Wimmern einer Kinderſtimme vernahm; es heißt, daß das Knäblein in einer Laute verborgen in ihr Zimmer geſchmuggelt worden ſei. Der vermeintliche Vater geriet vor Wonne außer ſich, er fand das Kind der Mutter ähnlich und gab ihm den Namen Don Antonio de' Medici, dem Heiligen zu Ehren, deſſen Fürſprache er ſein Glück zu verdanken glaubte.

Der Betrug war gelungen, aber wenn Bianca ſeiner Früchte froh werden wollte, ſo mußte ſie im Verbrechen weiter gehen und ſich der Mitwiſſer entledigen. Die Mutter des Knaben wurde

am Tag nach der Entbindung auf ein Pferd gesetzt und gewaltsam nach Bologna entführt, wo man sie mit dunklen Androhungen einer großen Lebensgefahr einschüchterte und schwören ließ, niemals von dem Vorgefallenen zu reden. Als aber ihr Entführer, der zu den Mitwissern des Komplotts gehörte, bald darauf in schwere Krankheit fiel, gestand er ihr auf dem Sterbebett das Geheimnis, damit sie sich rette. Die Aermste irrte unter falschem Namen jahrelang von Ort zu Ort, bis sie sich nach Biancas Tod einem Pfarrer in der Beichte anvertraute und durch ihn die sichere Rückkehr in die Heimat erwirkte. Ob die beiden anderen Wöchnerinnen nebst den sonstigen Eingeweihten wirklich, wie die Rede ging, auf Biancas Befehl im Arno ertränkt wurden, bleibe dahingestellt, denn der Volksmund konnte sich in Anklagen gegen die Venezianerin niemals genug tun. Die wichtigste Teilnehmerin des Anschlags jedoch, die Kammerfrau Santi, die so ungeschickt war, auf ihre Mitwisserschaft zu pochen, mußte der Sicherheit ihrer Herrin zum Opfer fallen. Als die Cappello sich zur Vermählung Pellegrinas mit dem jungen Grafen Bentivoglio nach Bologna begab, nahm sie die Santi zur Aufsicht über das nachgeführte Gepäck mit, und auf der Rückreise an einer einsamen Stelle im Apennin

erreichten sie die Kugeln der Mörder. Sie wurde noch lebend nach Bologna zurückgebracht und konnte dort, ehe sie starb, eine gerichtliche Aussage über den von Bianca verübten Betrug und ihre eigene so schwer bestrafte Mitschuld machen. Obwohl man in Bologna amtlicherseits das kompromittierende Geständnis vertuschen wollte, sickerte die Wahrheit durch und verbreitete sich allmählich über ganz Italien. Nur der Großherzog erfuhr nichts von der Enthüllung, die heimlich in aller Munde war, denn wer hätte wagen dürfen, ihn aufzuklären. Sein Bruder, der Kardinal Ferdinand, der eine Abschrift des gefährlichen Dokuments in die Hände bekam, hatte keinen Einfluß und wäre als der Nächste am Thron in einem Fall, wo die Erbfolge zur Frage stand, persönlich interessiert erschienen. Ueberdies war er der schlauen Venezianerin für mannigfache Dienste, die sie ihm geleistet hatte, verpflichtet. Denn da die Cappello rings um sich her den Haß des Volkes und die Unsicherheit ihrer Stellung fühlte — noch war sogar der Bann der Signoria von Venedig in Kraft, um dessen Rücknahme Francesco sich in den ersten Tagen ihrer Verbindung umsonst bemüht hatte — so suchte sie klugerweise ihre Stützen in der Familie Medici selber. Sie war weit entfernt von dem

kurzsichtigen Uebermut einer Camilla Martelli, die, auf die Schwäche des alten Cosimo bauend, die fürstlichen Familienglieder zu ihrem schweren Schaden vor den Kopf gestoßen hatte. Bianca vergaß keinen Augenblick, daß von diesen ihr Schicksal nach Francescos Tode abhing. Deshalb stand sie längst in inniger Freundschaft mit seiner Schwester, der leichtlebigen Herzogin von Bracciano*), und auch den Kardinal hatte sie trotz seiner Freundschaft für Johanna von Oesterreich mit tausend Fäden umsponnen. So ablehnend er sich verhielt, sie kannte das Mittel, ihn kirre zu machen. Ferdinand trieb einen echt mediceischen Aufwand und verdunkelte in Rom mit seinem fürstlichen Luxus alle anderen Kardinäle. Die Villa Medici am Pincio war ebenso berühmt durch ihre heiteren Feste wie durch die Meisterwerke antiker Skulptur, die der rastlos sammelnde Besitzer dort im Vestibül und im Garten aufstellte. Ein solches Leben kostete Geld, der sparsame

*) Was sie freilich nicht hinderte, als Donna Isabella ihren galanten Lebenswandel mit gewaltsamem Tod gebüßt hatte, in aller Kaltblütigkeit die Spitzen und feine Leibwäsche der Ermordeten in der öffentlichen Versteigerung für sich aufkaufen zu lassen, ein kleiner Zug, der für Biancas Natur kennzeichnender ist als ihre politischen Verbrechen.

Bruder aber wollte dem Kardinal weder die zu knappen Einkünfte erhöhen noch seine Schulden bezahlen. Da mischte Bianca sich zu seinen Gunsten ein. Als ihm lange Zeit die Zahlung von zwanzigtausend Dukaten verweigert worden war und er sich vor der Abreise bei der Favoritin beklagte, hieß sie ihn guten Mutes sein, denn sie sei gewiß, er werde in Rom das Gewünschte schon vorfinden — und siehe, bei seiner Ankunft erwarteten ihn dreißigtausend Dukaten statt der zwanzigtausend, um die er sich bemüht hatte. Dabei war sie fein genug, niemals die Miene einer Beschützerin anzunehmen. Sie umgab den Kardinal mit Aufmerksamkeiten und gebärdete sich dabei, als wäre sie seine Schuldnerin. Sie empfahl ihm Anverwandte und Diener, nur um ihm danken zu können, und wenn sie krank war, bat sie ihn, für sie zu beten, da sie gewiß sei, daß Gott seine Fürbitte erhöre. So hatte sie ihn in ein Verhältnis gegenseitiger Verpflichtungen zu verstricken gewußt, das ihm die Zunge band.

Dennoch wollte das Gerücht von der Unterschiebung Don Antonios keine Ruhe finden, und früher oder später war die Entdeckung gewiß. Da faßte sie den tollkühnen Entschluß, der Katastrophe zuvorzukommen, indem sie dem Großherzog aus freien Stücken den ganzen Anschlag

beichtete. Der Ausgang gab ihrer Dreistigkeit Recht. Einen tieferen Trank hat wohl nie ein Fürst aus dem Zauberbecher der Leidenschaft getrunken: nicht nur, daß Francesco das, wie er glaubte, aus heißer Liebe zu ihm begangene Verbrechen verzieh, er fuhr sogar fort, den Wechselbalg als Geschenk seiner Vielgeliebten und als sein teuerstes Kleinod zu behandeln.

Jetzt aber riß der beleidigten Großherzogin die Geduld. Sie erfüllte die Hofburg von Wien mit ihren Klagen. Ohnehin war der Liebeswahnsinn des Großherzogs schon längst das Gespött der anderen Höfe. Kaiser Maximilian durfte zu der Mißhandlung seiner Schwester nicht länger schweigen. Er machte durch seinen Gesandten in Florenz erzürnte Vorstellungen, auf die Francesco durch Gegenklagen, Ausflüchte und falsche Versprechungen antwortete. Das Verhältnis der Gatten wurde schlimmer und schlimmer. Erzherzog Ferdinand drohte, seine Schwester zurückzuholen und dadurch in Florenz einen Aufstand zu erregen. Und jetzt hätte die unglückliche Ehe einen stürmischen Abschluß gefunden, wäre nicht der unerwartete Tod des Kaisers Maximilian dazwischen getreten. Sein Nachfolger Rudolf sah die Sache kaltblütiger und mehr von der politischen Seite an. Er ließ sich die Beschwerden der zür-

nenden Parteien vortragen und führte durch sein begütigendes Eingreifen eine Wiederannäherung der Gatten herbei, welche die Folge hatte, daß Johanna dem Großherzog im folgenden Frühjahr einen echten Erben schenkte. Unendlich war der Jubel bei Hofe und im ganzen Land. Niemand zweifelte, daß jetzt die Gemahlin den endgültigen Sieg über die Maitresse davon getragen habe. Drei Tage herrschte in Florenz ein wahrer Freudentaumel. Die Vornehmen mußten das Volk an langen Tafeln vor ihren Palästen bewirten, Francesco streute eigenhändig von den Fenstern des Palazzo Vecchio das Gold unter die Menge, und der feine Wein, den er auf der Plattform in großen Fässern aufstellen ließ, überschwemmte buchstäblich die Straßen. Die Taufe, zu der das Wasser aus dem Jordan geholt wurde, fand mit ungeheurem Apparat in San Giovanni statt, fünfzig Edelknaben als geflügelte Engel mit goldenen Lilienstengeln begleiteten den kleinen Prinzen zum Taufbecken, Philipp II. von Spanien war Pate. Francesco neigte sein Gemüt nun endlich der Gemahlin zu, der er die Erfüllung seines höchsten Wunsches dankte, und suchte durch sein Verhalten die lange Zurücksetzung gut zu machen.

Die Cappello fühlte ihren Stern erbleichen. Sie wartete nicht, daß man sie gehen hieß, sondern

zog sich freiwillig zuerst auf die ihr geschenkte Villa von Pratolino und später zu ihrer Tochter nach Bologna zurück. Da sie nicht mit der Leidenschaft beteiligt war, konnte sie ruhig zusehen, bis das Blatt sich wieder wandte. Alle ihre Beziehungen zum Großherzog waren abgebrochen, und gerade dies gereichte ihr zum größten Gewinn. Denn die Oesterreicherin lernte es auch jetzt nicht, ihren Gemahl zu fesseln, und dieser wurde es bald müde, in der Kinderstube des Thronfolgers den Ersatz für die verlorenen Freuden zu suchen. Aus allen Gemächern des Pitti gähnte ihm die Leere entgegen, sein finsterer Mißmut faßte ihn wieder, und er verging vor Langerweile und Sehnsucht nach seiner geliebten Zauberin. Bianca wurde durch ihre Späher gut bedient. Kein Jahr war vergangen, so vernahmen die Florentiner mit Staunen, daß sie in die Stadt zurückgekehrt war, freilich um vorderhand ganz in der Abgeschlossenheit als reuige Magdalena zu leben. Die fromme Großherzogin versäumte nicht, die Büßerin in ihre Gebete einzuschließen. Aber bald sollte sie entdecken, was es mit dieser Bußfertigkeit auf sich hatte, als sie eines Tages die Bianca strahlend am Arm des Großherzogs fand, im Begriff, mit ihm nach dem Lande aufzubrechen.

So entſprechen Sie dem Vertrauen, das ich Ihnen geſchenkt hatte! rief die unglückliche Frau ihrer Nebenbuhlerin zu, Sie betragen ſich unwürdig, und Gott wird Sie zur Rechenſchaft ziehen. — Wenige Tage ſpäter legte ſie ſich mit Fieber zu Bette, um nicht mehr aufzuſtehen. Eine Frühgeburt, durch einen Fall in der Santiſſima Annunziata herbeigeführt, machte ihrem freudeloſen Daſein am 10. April 1578 ein Ende. Sterbend richtete ſie noch Worte glühender Leidenſchaft an ihren kaltſinnigen Gatten, der mit Schluchzen aus dem Zimmer ſtürzte. Aber die Erſchütterung dauerte nicht lange, denn Tags darauf beim Leichenzug erregte er ein öffentliches Aergernis, indem er, mit drei Ellen langer Trauerſchleppe hinter dem Sarge der Gattin ſchreitend, es nicht laſſen konnte, mit abgezogener Mütze zum Fenſter ſeiner Geliebten hinaufzugrüßen, die mit einer tiefen Verbeugung antwortete, und kaum konnte er das Ende des Trauergottesdienſtes abwarten, um zur Cappello zu eilen. Die Königin Johanna, ſo nannte man in Florenz die Kaiſersſchweſter, hatte im Volk für eine halbe Heilige gegolten, und man ſchrieb es dem Zorn des Himmels zu, daß bei ihrem Tode ein Nachfroſt eintrat, der die Hoffnung des ganzen Jahres vernichtete.

Nur die Cappello ſtrahlte. Geben Sie mir die Hand, jetzt kann ich Ihr Glück machen, ſagte ſie am Tag nach Johannas Begräbnis zu ihrem Leibarzt, der ihr aufwartete. Indeſſen gab es noch ſchwere Hinderniſſe zu überwinden, bevor ſie ihr Ziel erreichen ſollte. Zwar hatte der Großherzog von Anfang an dem Drängen des Kardinals widerſtrebt, der ſich gleich, um der Mißheirat einen Riegel vorzuſchieben, nach einer neuen ſtandesgemäßen Partie für ihn umſah. Aber nicht ſo leicht wurde er mit dem Einſpruch ſeines Beichtvaters fertig, daß die Heirat mit Bianca den kanoniſchen Geſetzen zuwiderlaufe und daß die Kirche auch die Legitimation des untergeſchobenen Kindes, durch welche er nun die Geliebte zu entſchädigen wünſchte, nicht geſtatten könne. Einen Augenblick ließ der ſchwache Mann ſich erſchüttern und verſprach ſogar völlige Losreißung von der Cappello. Um den Schritt zu erleichtern, drängten ihn ſeine Räte, ſich auf Reiſen zu begeben. Bianca ſah die Gefahr, in der ſie ſchwebte, ſie ſuchte zuerſt ſeine Abreiſe zu hindern, dann beſtürmte ſie den Entfernten mit Briefen, worin ſie ihm bald ſeinen Eid ins Gewiſſen rief, bald ſich in ſeinen Willen zu ergeben ſchien und ihm ihren Entſchluß, das Land zu verlaſſen, mitteilte.

Allein sie zögerte, bis er zurückkam, und dann war von Gehen keine Rede mehr. Sie warf sich weinend zu seinen Füßen, Francesco vergaß alle Vorsätze, ein von Bianca erkaufter Mönch mußte seine religiösen Skrupel beschwichtigen, er nahm sie wieder zu sich in den Palast und übertrug ihr das delikate Amt einer Erzieherin seiner jungen Töchter. Eine längere Krankheit, die ihn bald darauf befiel, gab ihr die Gelegenheit, sich in ihrer ganzen Unentbehrlichkeit zu zeigen. Es waren keine zwei Monate nach dem Tode seiner Gemahlin verflossen, da reichte er ihr am 5. Juni, als sie dem Rekonvaleszenten mit liebevollem Drängen ein Ei aufnötigte, aus freien Stücken als Gegengabe seine fürstliche Hand und ließ sich unverzüglich mit ihr trauen.

Als Ferdinand an das Krankenbett seines Bruders eilte, fand er daselbst die Cappello und erfuhr zu seiner bittersten Kränkung, daß sie des Fürsten Gattin geworden. Es blieb der Familie Medici nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Uebrigens glaubte niemand, daß Francesco sie zur Großherzogin von Toskana zu erheben gedenke, sondern man nahm an, es sei ihr die gleiche Stellung zugedacht, wie sie Camilla Martelli nach ihrer Heirat mit seinem Vater eingenommen hatte. Francesco

ſcheint es ſelber nicht anders gemeint zu haben. Nur um dieſer Ehe mit einer Abenteurerin, die den Hohn aller Fürſtenhäuſer herausforderte, ein Anſehen vor der Welt zu geben, ging er den Senat von Venedig an, die Cappello zur „Tochter der Republik und des heiligen Markus“ zu erklären. Dieſer Titel, den die ſchlaue Sereniſſima eigens erfunden hatte, um ſich durch ihre Patrizierstöchter mit regierenden Häuſern verſchwägern zu können, erhob ſeine Trägerin in den Fürſtenrang und gewährte ihr, da Venedig der erſte Staat in Italien war, ſogar den Vortritt vor den italieniſchen Prinzeſſinnen. Auf dieſe Weiſe hatte hundert Jahre früher Catarina Cornaro den Thron von Cypern beſtiegen. Die Venezianer aber durchſchauten Francescos Abſicht und dachten auf ihr eigenes Intereſſe. So willkommen ihnen die Verwandtſchaft war, in der Form, wie Francesco ſie ſchließen wollte, konnte ſie ihnen nicht behagen. Wurde Bianca zur Tochter von San Marco erhoben, ſo verlangte es die Würde der Republik, daß ſie als eine Ebenbürtige auch Rang und Titel des Gatten teilte. Umſo beſſer für Venedig, wenn ſie dieſe Ehre, auf die es in Florenz nicht abgeſehen war, der großen Mutter allein verdankte; umſo williger würde ſie dann auch deren Zwecke fördern, deren

Sache zu ihrer eigenen machen. Die klugen Rechner an der Riva degli Schiavoni nahmen also die florentinische Gesandtschaft mit glänzenden Ehren auf, sie feierten laute Freudenfeste, und, als ob es gar nicht anders sein könnte, begrüßten sie in ihrem offiziellen Glückwunschschreiben die neuerwählte Tochter als Großherzogin von Toskana. — Francesco konnte nicht zurück, auch wenn er gewollt hätte, er mußte der Sache ihren Lauf lassen und sich sogar das Ansehen geben, als ob es von vornherein nicht anders beabsichtigt gewesen wäre.

Mit einem Prunk, der selbst in der prunkliebenden Lagunenstadt noch nicht dagewesen war, setzte sich eine venezianische Gesandtschaft in Bewegung — an ihrer Spitze Biancas Vater und Bruder, die von der Republik zu Rittern der goldenen Stola ernannt worden waren, sowie der Patriarch von Aquileja und viele andere Anverwandte der Cappello —, um die Neuvermählte zu beglückwünschen. Die ganze Blüte des florentinischen Adels, männlichen und weiblichen Geschlechts, ritt und fuhr ihnen entgegen und begleitete sie nach der Residenz im Pitti, wo Bianca aus ihren Gemächern heraustrat, um ihre Angehörigen unter beiderseitigen Tränen in die Arme zu schließen. Vor dem Glanz der Krone schwanden alle Flecken. Wie der Senat von

Venedig sich beeilte, aus den Büchern der Avogaria jede Spur des gegen Bianca erlassenen Urteils auszutilgen, so war auch in den Herzen die Erinnerung an das Vergangene ausgetilgt. Der versöhnte Patriarch von Aquileja segnete die Ehe ein, zwei venezianische Abgesandte setzten der neuen Großherzogin in Gegenwart des ganzen Adels, der Behörden und der fremden Gesandtschaften — nur die österreichische glänzte durch Abwesenheit — in der sala di consiglio die Krone aufs Haupt. Mit Turnieren, Festzügen, Schauspielen aller Art, Erfindungen von märchenhafter Phantastik feierte der sparsame Francesco seine zweite Vermählung, die ihn dreihunderttausend Dukaten gekostet haben soll.

Biancas Talent verleugnete sich in der neuen Stellung keinen Augenblick, sie erschien für den Platz, den sie einnahm, geboren. Als ihr im Namen der Serenissima ein wundervolles Diamantenhalsband überreicht wurde, antwortete sie, eine Blume wäre ebenso willkommen gewesen. Ihre anmutige Majestät erhielt noch einen helleren Schimmer durch die Jugendgestalt ihrer Tochter Pellegrina, die an der Seite der Mutter die Huldigungen der Festgenossen teilte.

Aeußerlich war Bianca nicht mehr, was sie gewesen, obschon sie wenig über dreißig Jahre

zählte. Ihre Ueppigkeit artete bereits in Fettleibigkeit aus, vielleicht hatten auch die Quacksalbereien, durch die sie die verlorene Fruchtbarkeit wieder zu erlangen suchte, ihrem Körper geschadet. Aber dem tiefsten Reiz, den sie besaß, konnte offenbar die Zeit nichts anhaben.

Schade, daß ihr großer Zeitgenosse Tizian, mit dem sie wegen Bestellungen mannigfach verkehrte, niemals die Gelegenheit hatte, ihr Porträt zu malen, wir verstünden dann besser als aus den konventionellen Bildnissen des Allori, mit welchem Bann die Zauberin von der Lagune ihre Umgebung, auch die widerstrebendste, zu umstricken wußte.

Der berühmte Essayist Montaigne, der um jene Zeit Florenz als Reisender besuchte und Gelegenheit hatte, die Herrscherfamilie bei der Tafel zu sehen, hat in wenigen Strichen ein lebendiges Bild der Bianca Cappello gezeichnet. Er schildert sie, wie sie zwischen dem Großherzog und ihrem Bruder Vittorio Cappello sitzend den Ehrenplatz an der Tafel einnimmt. „Diese Herzogin," sagt er, „ist schön nach dem Geschmack der Italiener, ein angenehmes, gebieterisches Gesicht, starke Taille und Brüste, wie sie es lieben. Man traut ihr wohl die Fähigkeit zu, den Fürsten unterjocht zu haben und ihn lange zu beherrschen."

Lang in der Tat, lebenslang war ihre Herrschaft über den Mann, den sie wie mit Schlangenringen umstrickt hielt. Aber sie füllte nicht unwürdig die hohe Stellung aus, die sie durch unwürdige Mittel errungen hatte. Keine von den geborenen Fürstinnen, die in das Mediceerhaus heirateten, hat sich besser in seine glänzenden Traditionen eingefügt als diese geistreiche Abenteurerin. Zwar die Zeit, wo es in Florenz große Werke der Kunst im Entstehen zu fördern gab, war gründlich vorüber. Dagegen war es jetzt Mode, die allerwärts zu Tage tretenden Antiken und ebenso die Meisterwerke der jüngst verflossenen großen Kunstperiode zu sammeln. Francesco, der eine ungewöhnliche Kennerschaft besaß — auf diesem Punkte wenigstens war er ein echter Medici wie sein Bruder — legte die Galerie der Uffizien an, und Bianca mit der rastlosen Korrespondenz, die sie nach allen Seiten unterhielt, griff ihm wirksam unter die Arme. Ihr Sammlerfleiß hat die Galerie um manches wertvolle Stück bereichert. Sie ermunterte nicht nur das Kunstgewerbe durch glänzende Bestellungen, sondern legte auch in ihren Privatgemächern eine eigene Bildergalerie an, für die sie die schönsten Frauen Italiens malen ließ. Den alternden Gian di Bologna unterstützte sie, als er in Not geraten

war. Minder verdient iſt der Ruhmestitel, in dem ſie als die Beſchützerin des Taſſo prangt. Wohl hatte ſich der unglückliche Dichter mehr als einmal aus dem Gefängnis von Sant' Anna in ergreifenden Tönen an diejenige Fürſtin gewandt, die ihm vor allen anderen befähigt ſchien, menſchliches Unglück zu verſtehen, „weil ſie auch mehr als andere die Wechſelfälle des Geſchicks erfahren habe". Aber wir hören nicht, daß Bianca die damals geſtiftete Familienverbindung zwiſchen den Eſte und den Medici benutzt hätte, um ſich für den Gefangenen zu verwenden, vielleicht wäre es auch nicht rätlich geweſen, die alte Eiferſucht wieder anzuſchüren, denn in den früheren Verſuchen des Kardinals Medici, den Dichter von Ferrara weg und nach Florenz zu ziehen, muß doch eine der Haupturſachen von Alfonſos Ungnade geſucht werden. Jedenfalls begleitete der toskaniſche Geſandte in Ferrara das Bittgeſuch des Dichters an die Großherzogin mit dem heimlichen Rat, demſelben kein Gehör zu geben.

In Sonetten und Madrigalen feierte Taſſo die neugekrönte Großherzogin. Aber gleichwohl regte ſich in den oberen Regionen kein Lüftchen zu Gunſten des kranken, gefangenen Dichters, als die Crusca jenen häßlichen, ſie ewig ſchänden-

den Skandal begann: das Herz war eben nicht die stärkste Seite an der schönen und klugen Frau. Ihre Gönnerschaft beschränkte sich auf das Geschenk von fünfundzwanzig Dukaten, um die der immer bedürftige und immer bettelnde Dichter die Fürstin angegangen hatte und denen sie als persönliches Zeichen der Huld noch einen kunstvollen silbernen Becher hinzufügte. Unglücklicher Dichter, der nie der Misère des Daseins entrinnen konnte, während sein ganzes reiches Jahrhundert bestimmt war, sich von seinem Ruhme zu nähren! Der für sechs neue Hemden das Verlagsrecht seiner Werke vergeben und für diese Großmut des Verlegers noch eine neue Tragödie als Zugabe versprechen muß, obgleich ihm, wie er klagend bemerkt, bei seiner melancholischen Gemütsart die Beschäftigung mit einem heiteren Stoffe zuträglicher wäre! Nicht einmal der Becher der Bianca sollte ihm zum Heile gedeihen, nach dem sein schönheitsdurstiges Auge schmachtete. Ein Schurke von Drucker, in dessen Hände der kostbare Gegenstand, Gott weiß wie, gefallen war, enthielt ihm denselben vor, und wie auch Tasso darum bat und bettelte und in unermüdlichen Briefen den Elenden um sein Eigentum anflehte, er hat es offenbar nie mit Augen gesehen. Denn noch in seinen letzten Lebensmonaten

finden wir ihn von dem Wunsch nach einem silbernen Becher wie von einer fixen Idee verfolgt, er bettelt noch jeden Großen, der ihm begegnet, um einen solchen an und klagt, daß alle seine Dichtungen zusammen ihm, dem Dichter des Luxus und der Schönheit, nicht einmal ein einziges Stück Silbergeschirr eingetragen haben.

Hätte Bianca Cappello den Großherzog nur durch die Sinne beherrscht, so müßte ihr Einfluß in den fünfzehn Jahren, die zwischen ihrer ersten Annäherung und dem Eheschluß lagen, sich notwendig abgekühlt haben. Aber Bianca war nicht nur das Weib seiner Leidenschaft, sie wurde mehr und mehr auch seine politische Gehilfin und Ratgeberin. Durch ihren Briefwechsel mit Fürsten, Päpsten und Republiken löste sie manchen verwickelten diplomatischen Knoten auf, für den männliche Finger nicht fein genug waren. — Es war ihr Triumph, den Interessen des Hauses, in das sie sich eingedrängt hatte, zu dienen und sich die Mitglieder desselben wider Willen zu verpflichten.

Zwischen den Brüdern war eine tiefe Spaltung entstanden: der Kardinal hatte zu Biancas Thronerhebung sauer gesehen und sich geweigert, dabei zu erscheinen, ja er hatte dem venezianischen Gesandten unverfroren sein Mißfallen ausgedrückt.

Dies nahm der Großherzog ſo krumm, daß er jeden Verkehr mit dem Bruder abbrach, und Ferdinand ſchwur, ſeinen Fuß nicht wieder nach Florenz zu ſetzen. Aber die mediceiſche Familie war nur durch Einigkeit ſtark. Kaum hatten die kleinen Fürſten von Ferrara, Mantua, Savoyen, die alten Neider der Medici, von dem Bruderzwiſte Wind bekommen, als ſie auch ſchon einen Bund ſchloſſen, um jene zu ſchädigen. Es ſchwebten ſchon ſeit Coſimos Zeiten gar gewichtige Fragen des Zeremoniells zwiſchen den kleinen angeſtammten Dynaſten und dem neugefürſteten, mächtigen Mediceerhaus. Welcher dieſer Fürſten die Ehre haben ſollte, dem Kaiſer bei der Tafel die Serviette zu reichen, das war eine Frage, die ſchon mehr als einmal den Frieden Italiens ernſtlich bedroht hatte, — ſo weit waren ſchon durch das öde Byzantinertum die großen Intereſſen verdrängt. Durch eine Familienverbindung ſuchte Francesco die Eiferſüchteleien zu beſchwichtigen, aber jetzt mußte er ſich von einem Kleineren als er, dem Herzog von Mantua, ſagen laſſen, daß man aus den Händen ſeiner neuen Gattin keine Braut entgegenzunehmen wünſchte. Ein ſolcher Affront war nur möglich, weil der Großherzog ohne ſeinen gewohnten Rückhalt im Vatikan ſich in einer iſolierten Stellung befand. Bianca

überſah mit klarem Blick die Lage, und ohne ſich von der Empfindlichkeit beirren zu laſſen, ſetzte ſie gleich am rechten Ort den Hebel an.

Mit jenen halben, ſcheinbar abſichtsloſen Worten, die ſo wenig ſagen und ſo viel erreichen, wußte ſie den mißtrauiſchen Francesco ganz zu Gunſten des Bruders umzuſtimmen, und Ferdinand, der inzwiſchen Zeit gehabt hatte ſich zu beſinnen, ergriff willig die dargebotene Hand. Bei ihm war die Sorge um den Glanz des Hauſes immer mächtiger als die perſönliche Empfindlichkeit. Er verbrachte den ganzen folgenden Winter in Florenz, von Bianca gehätſchelt, vom Großherzog, der willig ſeine Schulden bezahlte, ins engſte Vertrauen gezogen. Schnell gelang es jetzt dem Kardinal, die gegen das mediceiſche Haus geſponnenen Intriguen lahmzulegen. Noch Größeres aber erreichte Bianca ſelbſt, indem ſie in ihrer ſkrupelloſen Art Hinderniſſe bedenklichſter Gattung beſeitigte, um die geſcheiterten Heiraten doch noch zu ſtande zu bringen, weshalb Ferdinand ſie entzückt die Friedensſtifterin des Hauſes nannte.

Sie hoffte ſich auch in die Herzen ihrer Untertanen einzuſchmeicheln, indem ſie den Kardinal nach Florenz zog. Francesco ſelbſt war gründlich unbeliebt beim Volke: von ſeiner ſpaniſchen Mutter hatte er die kühle Grandezza und den

Geiz geerbt. Umsomehr hing man an dem leutseligen und freigebigen Ferdinand. Aber aus Biancas Händen konnte kein Geschenk die Florentiner erfreuen. Man verzieh ihr das Unglück ihrer Vorgängerin nicht, und bei jeder Ausgabe, die für die Emporkömmlingin gemacht wurde, gedachte man der Kargheit, womit die Kaiserstochter behandelt worden war. Der Großherzog, den die zunehmende Menschenscheu seinem Volke immer mehr entfremdete, erhielt den Zunamen Tribolino*), und man fabelte von scheußlichen Quälereien, die er und Bianca in ihrer pomphaft ausgestatteten Villa zu Pratolino verüben sollten. Noch lange nach ihrer Zeit zeigte man dort das „Laboratorium der Bianca" und erzählte sich die abgeschmacktesten Märchen von den Schönheitssalben, die sich Bianca daselbst aus dem Fett kleiner Kinder bereitet habe. Sie wurde dem Volk zum sagenhaften Dämon bei lebendigem Leibe. Auch ihre Heirat mit dem Großherzog mußte ein Werk teuflischer Magie sein, und jede Art Schwarzkunst wurde ihr nachgesagt. Sie selber legte den Grund zu diesen Fabeln, indem sie sich mit allerlei Wunderdoktoren abgab, die ihre zerstörte Gesundheit wieder herzustellen und

*) Von tribolare = quälen.

ihr die dauernde Liebe des Großherzogs zu ſichern verſprachen. Auch befaßte ſie ſich gern mit Taſchenſpielkünſten und wunderlich komplizierten Mechanismen. Für ihren ſcharfen, auf alles Verwickelte eingerichteten Verſtand hatten ſolche Spielereien einen beſonderen Reiz, und ſie dienten ihr dazu, den ſchwerblütigen Fürſten und ſeine Gäſte zu unterhalten, aber der unwiſſenden Menge erſchienen ſie als Hexerei.

Herrſcherinnen dieſer Art können nicht von reinen Händen bedient werden. So umgab ſie ſich mit einem ganzen Stab von Unterhändlern, Wucherern, Quackſalbern und Spionen, die ihre Geſchäfte zu beſorgen und über ihre und des Großherzogs Sicherheit zu wachen hatten. Dieſe Kreaturen bedrückten und beſtahlen das Volk zu einer Zeit, wo ohnehin Teuerung und Hungersnot im Lande wütete und wo alles darbte, mit Ausnahme des Hofes. Gelegentlich wurde ſogar dem Großherzog dieſe Geſellſchaft zu viel, und eine quackſalbernde Jüdin, die ſich nicht abweiſen laſſen wollte, erdolchte er mit eigener Hand. Am meiſten machte man ihr die Anweſenheit ihres Bruders Vittorio Cappello zum Vorwurf, der nach Biancas Krönung in Florenz geblieben war und als allmächtiger Günſtling die Florentiner beläſtigte und ausſaugte. Er verſah im Pitti

16. Bianca Cappello
Von Angiolo Bronzino

das doppelte Amt eines florentiniſchen Miniſters und eines venezianiſchen Spions. Denn die Sereniſſima war mit ihrem Schwiegerſohn politiſch nicht zufrieden und hielt es für nötig, ihn genau zu überwachen. Nicht minder enttäuſcht war ſie durch Biancas Verhalten, die ihr keine Hand zur Einmiſchung in toskaniſche Dinge bieten wollte und der Republik ſogar mit offenen Vorwürfen entgegenzutreten wagte, als dieſe am ſpaniſchen Hof gegen den Großherzog Intriguen ſpann.

Ein gemeiner Betrug, auf dem Vittorio ſich ertappen ließ, öffnete endlich dem Großherzog die Augen und veranlaßte ihn, den allverhaßten Günſtling auszuweiſen. Die Venezianer ſahen in der Entfernung ihres Spions eine politiſche Maßregel, die ſie der Tochter von San Marco nicht vergaben. Anderſeits fuhren auch die Florentiner dabei nicht beſſer, denn an Vittorios Stelle traten nun zwei andere Individuen, die ſo wenig taugten wie er: der Kämmerer Serguidi und der Biſchof Abbioſo. Dieſe in ihrem Uebereifer ſäten neue Zwietracht zwiſchen die kaum verſöhnten Brüder. Ohnehin ſtand die Freundſchaft nicht mehr auf den feſteſten Füßen, ſeitdem im März 1582 der kleine Don Filippo, Giovannas ſchwächlicher Sprößling, geſtorben war und nun Biancas Ränke zu Gunſten des eingeſchobenen Don Antonio

wieder begannen. Es lag auf der Hand, daß ſie ſich in dieſem Knaben eine Stütze für die Zukunft, für die Zeit, wo der Großherzog nicht mehr ſein würde, zu ſchaffen ſuchte. Sie beſaß in der Tat keine andere, und ſie war eine viel zu gute Menſchenkennerin, um Ferdinands Dankbarkeit und freundliche Geſinnung zu überſchätzen. Warnend ſtand ihr die unglückliche Camilla Martelli vor der Seele, die von der Leiche Coſimos weggeriſſen worden war, um ihre kurze Herrlichkeit in engſter Kloſterhaft zu büßen, wo die Dämonen niedergehaltener Lebensluſt ſie langſam zu Tode folterten. In der Empfindung, daß ihr ſelber ein ähnliches Los bereitet ſein könnte, hatte ſie ſich redlich bemüht, das der Unglücklichen zu lindern, ohne bei Francesco, der ihr ſonſt in allem willfahrte, etwas zu erreichen. Und wie klein war das Sündenregiſter der Aermſten gegen ihr eigenes! So mußte ihr freilich alles daran liegen, ihrem Einſchiebling auf den Thron zu helfen. Er ſollte, wenn er je zu der Erkenntnis kam, daß er ihr nicht das Leben verdankte, doch umſo gewiſſer in ihr die Schöpferin ſeines Glückes verehren. Biancas Lage und ihr Charakter erklären zur Genüge dieſen Standpunkt. Aber der Großherzog! kein Senkblei reicht in den Abgrund der Verworrenheit hinab, in den ſeine Liebe zur

Bianca ihn gestürzt hatte. Er wußte aus ihrem eigenen Mund, daß weder das Blut der Medici, noch das der Cappello in Don Antonios Adern floß, und dennoch erhöhte er ihn ihr zu Gefallen, wo er nur konnte. Er überhäufte ihn mit Schenkungen, erbettelte vom König von Spanien Titel und Ehrenämter für ihn, ja er legitimierte den Bauernjungen öffentlich, trotz dem Widerspruch seiner Räte. Freilich verstand es Bianca, dieses fremde Kind dem Großherzog teuer zu machen. Sie, die auf allen Saiten der Seele zu spielen wußte, hatte auch die kindliche Anmut in ihren Dienst gezogen, sie hatte dem Knaben, als er kaum drei Jahre alt war, schon die Hand geführt, um ihn kleine zärtliche Brieflein an den vermeintlichen Vater schreiben zu lassen. Welch ein Anblick für die echten Medici, diesen lächerlichen Wechselbalg, umgeben von der deutschen Leibwache, als Prinz von Capestrano und spanischer Legat mit einem eigenen Hofstaat durch die Straßen von Florenz spazieren zu sehen, von vielen schon als mutmaßlicher Thronerbe umschmeichelt. Der Verdacht lag nahe, daß sie sich mit Spanien verständigt habe, um Don Antonio auf den Thron von Toskana zu heben. Und Ferdinand, der doch Biancas Manöver kannte, stand selber so sehr in ihrem Bann, daß er, um ihr angenehm

zu ſein, den Knaben mit einem ſeiner Güter beſchenkte.

Aber der innere Riß, der ſich in der Familie aufgetan hatte, wurde durch ſolche äußere Zeichen nur ſchlecht verklebt. Die Herren Serguidi und Abbioſo, die zu den Intereſſen ihrer Gebieterin auch noch ihre eigenen beſorgten, ſcheuten kein Mittel, um ſich den gefährlichen Beobachter vom Halſe zu halten. Ungünſtige Einflüſſe, die noch von außen dazu kamen, und die bereits eingetretene Erkaltung erleichterten ihnen das Spiel. Als Ferdinand im Februar 1586 zu der Vermählung ſeiner Stiefſchweſter Donna Virginia nach Florenz kam, wurde er von ſeinem Bruder eifig aufgenommen, ſah ſich von jeder Teilnahme an den Geſchäften ausgeſchloſſen und kehrte unverzüglich nach Rom zurück.

Bald darauf verbreitete ſich die Nachricht, die Großherzogin ſei geſegneten Leibes! Der Kardinal erſchrak, denn er witterte einen neuen Betrug. Schon einmal war im Lauf der letzten Jahre dieſes Gerücht aufgetaucht und hatte ihn mehrere Monate in Unruhe gehalten, bis das Dementi erfolgte. Er wußte, daß trotz ſeiner Schwäche für Don Antonio dem Großherzog das Herz nach einem echten Erben brannte, und daß er die Hoffnung nicht aufgeben wollte, durch

Bianca in Wahrheit Vater eines Sohnes zu werden. Daß der Venezianerin niemals zu trauen war, wußte er gleichfalls. Was sollte sie abhalten, das Verbrechen, das ihr schon einmal nahezu gelungen war, aufs neue zu versuchen? War sie nicht jetzt, als die mächtigste Frau im Lande, noch mit ganz anderen Mitteln dazu ausgerüstet als jenes Mal? Die äußeren Umstände waren höchst verdächtig: Bianca hatte ein Gemach bezogen, das geheime Zugänge und Verbindungen nach außen besaß. Sie selber spielte diesmal eine doppelte Rolle, um sich für alle Vorkommnisse den Rücken zu decken. Während die Aerzte und Hebammen widersprechende Gutachten abgaben, indem die einen die Schwangerschaft, die anderen ein organisches Leiden diagnostizierten, und der Großherzog glaubte, was er wünschte, schien sie selber eher der ungünstigen Auffassung zuzuneigen und äußerte wiederholt ihre Zweifel, indes sie doch unter der Hand die anderen in ihrem Glauben bestärkte. Wurde sie verhindert, ihr Spiel zu Ende zu führen, so sollte niemand ihr die Absicht nachweisen können, und das Erwecken trügerischer Hoffnungen fiel dann den Aerzten allein zur Last. Daher auch die unerbittliche Geschichtsforschung in diesem Fall nur nach Indizienbeweisen, die sich auf Biancas

Charakter und Vergangenheit gründen, ihr Schuldig gesprochen hat.

Der Kardinal hielt die Augen offen. Er beauftragte den jüngsten Bruder Don Pietro, die Schwägerin scharf zu überwachen. Dieser war unlängst aus Spanien, wo er Philipp II. als General der toskanischen Truppen diente, auf Urlaub zurückgekehrt. Und nun entwickelte sich in der Residenz ein Intriguenspiel mit Minen und Gegenminen, das den Stoff zu der tollsten Posse abgegeben hätte. Don Pietro, der als Soldat nur das buchstäbliche Gehorchen kannte, hielt sich so strikte an den erhaltenen Auftrag, daß er der Großherzogin nicht mehr von der Seite ging. Ueberall witterte er die Fäden eines Komplotts, und auch die unschuldigsten Umstände schienen ihm verdächtig. Daß Bianca ihre Tochter Pellegrina, die jungvermählte Gräfin Bentivoglio, die sich guter Hoffnung fühlte, in Abwesenheit des Grafen zu sich in den Pitti nahm, brachte ihn auf die Vermutung, es werde von dieser Seite her die Unterschiebung geplant, und er schloß auch die junge Gräfin in sein Ueberwachungssystem ein. Der Kardinal mußte ihm erst von Rom aus begreiflich machen, daß man zu Zwecken solcher Art sich Weiber aus dem Volke heranholt, mit denen keine Umstände gemacht werden, nicht

zartgewohnte Damen aus den höchsten Ständen. In seinem Eifer hielt sich Don Pietro sogar an die gefangene Camilla Martelli und hofierte, jedoch vergeblich, der Unglücklichen in ihrem Kerker, um ihr die Geheimnisse Biancas, mit der er sie befreundet wußte, zu entreißen. Als ob es sich um die Angelegenheit einer schwatzhaften Dirne gehandelt hätte, nicht um die der allerklügsten Tochter von San Marco!

Dem großherzoglichen Paare wurde natürlich der plumpe Späher lästig, und man gab sich keine Mühe, ihm das zu verbergen. Don Pietro, den sein Dienst nach Spanien rief und dem längst der Boden unter den Füßen brannte, schilderte dem Kardinal in verzweifelten Briefen seine verzwickte Lage und bat, ihn des kitzlichen Auftrags zu entheben. Doch der Kardinal hielt seine Order aufrecht, bis der Großherzog, um der närrischen Komödie ein Ende zu machen, den unbequemen Gast ersuchte, doch ja die schöne Gelegenheit einer von Genua absegelnden Galeere nicht zu versäumen. Diesen Wink beantwortete Don Pietro mit der bündigen Erklärung, daß er verpflichtet sei, der Großherzogin bis zur Entbindung seine Dienste zu widmen, gleichviel ob er gerne gesehen sei oder nicht. Also in die Enge getrieben, war Bianca genötigt, Farbe zu

bekennen. Er möge mit Gott fahren, entgegnete ſie ihm, ſie ſei jetzt feſt überzeugt, daß die Aerzte dem Großherzog trügeriſche Hoffnungen erweckt hätten; übrigens verſpreche ſie, den Kardinal, deſſen Beſorgnis für ihr Wohl und Wehe ihr ja wohl bekannt ſei, ſelber über ihren Zuſtand auf dem laufenden zu erhalten.

Nach dieſem Erfolg ging Don Pietro wohlverrichteter Sache unter Segel. Am Hofe aber ſpann ſich die wunderliche Intrigue noch eine Zeitlang weiter. Der Großherzog wollte von ſeinem Wahne nicht laſſen und, ergrimmt über den fortgeſetzten Unglauben des Kardinals, den er wie eine perſönliche Kränkung auffaßte, forderte er deſſen Anweſenheit bei der Entbindung, die er für nahe bevorſtehend hielt. Ferdinand weigerte ſich, zu kommen, weil es ſeinem brüderlichen Gehorſam nicht anſtehe, in dieſen Dingen mehr zu ſehen als Seine Hoheit; wenn der Großherzog mit dem, was vorgehe, zufrieden ſei, ſo habe er für ſeine Perſon keine Einwände zu erheben. Während die Korreſpondenz zwiſchen den Brüdern immer gereizter wurde, übertraf Bianca ſich ſelbſt an Feinheit: ſie, die der Gegenſtand des Zwiſtes war, nahm nicht nur keinen Teil daran, ſondern gab noch fortdauernd dem Schwager Zeichen ihres Wohlwollens, als ob

alles beim alten wäre. Ihr freundſchaftlicher Briefwechſel, wobei ſie ihn von allen Symptomen ihres Zuſtandes, den günſtigen wie den ungünſtigen, aufs eingehendſte unterhielt, kam während der ganzen Zeit nicht einen Augenblick ins Stocken. In dieſen Briefen, die immer auf der Grenze zwiſchen höchſter Liebenswürdigkeit und Bosheit hingaukeln, iſt uns die ganze Bianca, wie ſie leibte und lebte, erhalten. Man meint das reizende Lächeln voll geheimer Perfidie zu ſehen, wie es Angelo Bronzino auf ihrem Jugendbildnis in den Uffizien angedeutet hat. So wenn ſie eines Tages dem Kardinal für ſeine Glückwünſche zu der frohen Ausſicht dankt und dann maliziöſerweiſe fortfährt: „Nicht, daß mir dies etwas Neues wäre, denn ich weiß ja, wie ſehr Eure Herrlichkeit Grund hat, dieſem Hauſe einen Erben zu wünſchen und beſonders einen von meinem Blut, die ich als Deren getreueſte Dienerin ganz nur für Eure Herrlichkeit lebe und Derſelben für ebenſoviel Liebe zu danken habe. Wenn alſo die Dinge durch die Gnade Gottes eine günſtige Wendung nehmen, ſo darf ich hoffen, gegen Mitte Dezembers am Ziele zu ſein. Sollte es aber anders gehen ... ſo wäre es immer einer meiner größten Schmerzen, an den Kummer zu denken, den ich Eurer Herrlichkeit durch dieſe Enttäuſchung bereitet hätte.“

Sechs Monate lang wußte sie das Blendwerk aufrecht zu erhalten, wobei sich durch ihren starken Leibesumfang, das Anzeichen beginnender Wassersucht, auch die Wissenschaft irreführen ließ. Aber sie war ganz von Spähern umstellt, und schließlich schöpfte der Großherzog selbst Verdacht und ließ die geheimen Zugänge ihres Gemaches vermauern. Da erkannte Bianca, daß ihr Projekt undurchführbar war, und ließ nach und nach die Illusion zerrinnen. Im März 1587 kündigte sie endlich dem Kardinal das definitive Fehlschlagen ihrer Hoffnung an.

Indessen hatte der Bruderzwist bereits aufs neue seine bösen Früchte gezeitigt. Sixtus V. wies alle von dem Großherzog vorgeschlagenen Kandidaten für den bevorstehenden Kardinalsschub zurück und begünstigte die Kandidaten seiner Gegner. So verlor Toskana seinen Einfluß im heiligen Kollegium, und Ferdinand selber, dem doch Sixtus seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zumeist verdankte, fühlte den unsicheren Boden des Vatikans unter sich wanken. Es blieb ihm nichts übrig, als sich ein zweites Mal an die bewährte Friedensstifterin zu wenden, damit sie den schädlichen Hader beilege.

Nichts konnte Bianca willkommener sein. Nach dem fehlgeschlagenen Versuch der Kindes-

unterſchiebung war es für ſie das geratenſte, den legitimen Thronerben für ſich zu gewinnen. Sie ſäumte nicht, ihre Künſte ſpielen zu laſſen, und in ihrem Antwortſchreiben konnte ſie dem Kardinal bereits melden, daß die Stimmung des Großherzogs gegen ihn ſich merklich gebeſſert habe. Unterdeſſen hatte ſie den Erzbiſchof von Florenz, der großen Einfluß auf ihren Gatten beſaß und zugleich ihrem Schwager aufs wärmſte ergeben war, ins Vertrauen gezogen. Dieſer führte dem Großherzog Ferdinands ſtetes Bemühen um die Größe des Hauſes vor Augen und zeigte ihm, daß der Urſprung allen Zwiſtes in den Zwiſchenträgereien der übereifrigen Kämmerlinge zu ſuchen ſei. Als der Boden bereitet war, kam Bianca dazwiſchen und wußte Ferdinands Annäherungsverſuch mit ſolcher Wärme vorzubringen, daß der Großherzog ſchmolz und dem Bruder die Arme wieder zu öffnen verſprach. Bianca ſelbſt wurde mit der Friedensbotſchaft betraut, und die beträchtliche Geldſumme, die dieſelbe begleitete, verbürgte dem ſtets in Nöten befindlichen Kardinal die Echtheit der brüderlichen Geſinnung.

So war Bianca abermals vor dem Schwager als Taube mit dem Oelblatt erſchienen, und der neubefeſtigte Bund übte ſchnell ſeine Rückwirkung

im Vatikan. Sixtus floß über von Bewunderung für Biancas Geschicklichkeit und nannte die Aussöhnung der mediceischen Brüder ein politisches Meisterstück. Die feine Venezianerin hatte es ihm seit lange angetan, wiederholt hatte er sie am Werke gesehen, und aus dem Briefwechsel, den er mit ihr führte, kannte er ihren Scharfblick und Herrschertakt. Ohnehin liebte er die kühnen Emporkömmlinge, dieser Papst, der selbst in jungen Jahren die Schafe gehütet hatte. Zum Zeichen seiner besonderen Zuneigung hatte er ihr schon im Vorjahr die goldene Rose übersandt*). Jetzt wünschte er sie persönlich kennen zu lernen. Eine geplante Reise nach Padua, wo er dem heiligen Antonius für den bei der Unterdrückung des Banditenwesens geleisteten Beistand danken wollte, mußte ihm dazu den Vorwand geben. Alle Fürsten, deren Gebiet er zu passieren hatte, beeiferten sich, ihm ihre Gastfreundschaft anzubieten, doch Sixtus sagte seinen Besuch nur dem toskanischen Hofe zu. Bianca rüstete ihm den festlichsten Empfang, aber diesen Triumph zu

*) Daß die Tugendrose bei der Ueberbringung durch den Nuntius in den Straßenschmutz gefallen und zerbrochen war, gewährte den ergrimmten Florentinern ein inniges Vergnügen.

feiern war ihr nicht mehr gegönnt. Die Eifersucht der anderen Höfe nötigte den Papſt, die Reiſe zu verſchieben, und bevor er den Plan wieder aufnehmen konnte, hatte ein unerwartetes Geſchick das großherzogliche Paar hinweggerafft.

In der alten, auf einem Ausläufer des Monte Albano gelegenen Mediceervilla von Poggio a Cajano ſpielte der letzte Akt des bewegten Dramas. Als Siegel auf den neubeſchworenen Bund hatte Francesco einen Beſuch ſeines Bruders gefordert, den dieſer im April verſprach, aber Geſchäfte halber auf den Herbſt verſchob. Mitte September ſiedelte der Hof zur Villegiatur nach Poggio a Cajano über, und wenige Tage ſpäter traf auch der Kardinal mit ſeinem Gefolge dort ein. Durch eine herzliche Ausſprache zwiſchen den Brüdern wurde auch der letzte Schatten hinweggefegt. Bianca ihrerſeits tat, was ſie nur vermochte, um den Kardinal zu feiern und zu unterhalten. Dort an den lieblichen, von Lorenzo il Magnifico und Polizian im Wettſtreit beſungenen Ombroneufern, wo noch die holden Geſtalten ihrer Dichtungen umgingen, entfaltete ſich nun mit einem Male unter Biancas Zauberſtab ein ungewohntes feſtlich lautes Treiben. Aber mitten in den bunten Wechſel von Jagdpartien, muſikaliſchen Aufführungen, ländlichen Tänzen

und Gelagen, die sie dem prachtliebenden Herrn mit verschwenderischem Glanz bereitete, trat unversehens ein dunkler Gast hinein.

Am 20. Oktober läuteten in Florenz alle Glocken zusammen und verkündeten, der Großherzog sei gestorben. Und noch desselben Tages traf aus Poggio a Cajano eine zweite überraschende Trauerkunde ein: die Cappello war binnen weniger Stunden ihrem Gatten im Tode nachgefolgt. Die beiden Todesfälle Schlag auf Schlag und gerade zu einer Zeit, wo die Familie nach langem Hader zum ersten Male wieder vereinigt war zu einem Freuden- und Versöhnungsfest, konnten nach allem Vorhergegangenen keiner natürlichen Ursache zugeschrieben werden. Die Phantasie der Menschen trat alsobald in Tätigkeit und verarbeitete die verdächtigen Umstände zu einem Roman im Stile der Borgia.

Die Cappello, so hieß es, habe den Schwager, in dem sie eine stete Gefahr erblickte, nur nach Poggio a Cajano gerufen, um sich seiner für immer zu entledigen. Bei einem gemeinsamen Mahle habe sie ihm eine von ihr selbst bereitete, mit starkem Gift versetzte Torte angeboten. Der Kardinal aber, durch einen mit wunderbaren Kräften ausgestatteten Karfunkel an seinem Finger gewarnt, sei auf der Hut gewesen und habe die

Schwägerin mit Komplimenten so lange hingehalten, bis der ahnungslose Großherzog mit den Worten: Wenn niemand den Anfang machen will, so tue ich's, die Torte zerschnitt und selbst ein Stück zum Munde führte. Bianca aber habe, da sie den Gatten essen sah und sich nicht verraten durfte, gleichfalls zugegriffen und ein Stück von der vergifteten Torte gegessen, um den Großherzog nicht zu überleben. Der Großherzog, so fährt die Fabel fort, plauderte noch eine Zeitlang unbefangen weiter, bis sich bei den beiden heftige Leibschmerzen einstellten und sie genötigt wurden, sich zurückzuziehen. Sie legten sich zu Bett und warteten auf die Aerzte und Medikamente, die ihnen der Kardinal zu schicken versprochen hatte. Dieser aber stellte sich, zwei gespannte Pistolen in der Hand, mit seinen Dienern vor der Türe auf und ließ niemand in das Gemach der Kranken. Wie auch die beiden rufen und jammern mochten, keine Hilfe fand zu ihnen den Weg, sie endigten allein, von aller Welt verlassen, in der kläglichsten Weise ihr Leben.

Diese Erfindung, verschieden variiert und allmählich der märchenhaften Zutat entkleidet — der rettende Karfunkel wurde in aufgeklärteren Zeiten durch eine Warnung des Kochs ersetzt — hat sich lang an Stelle der Geschichte behauptet

und hat die Geſtalt der Bianca Cappello auch für die Nachwelt mit dem dämoniſchen Nimbus umgeben, in dem ſie ihren Untertanen zu Lebzeiten erſchienen war. Es lag ja nichts darin, das den Traditionen der Familie widerſprochen hätte. Von alters her war im Hauſe Medici „der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung". Noch gedachte man in Florenz der ſchrecklichen Tat des Don Pietro, der im Jahre 1576 ſeine Gattin und Couſine, die liebreizende Eleonora von Toledo, nach der Villa Cafaggiolo im Mugello gelockt hatte, um ſie zu erdolchen, und ebenſo unvergeſſen war das grauſige Ende der ſchönen Donna Iſabella de' Medici, die um die gleiche Zeit in Cerreto Guidi von ihrem Gemahl Paolo Giordano Orſini inmitten einer Umarmung erdroſſelt worden war. In beiden Fällen hatte Francesco, der ſo groß war im Zulaſſen von Mordtaten, wenn er auch ſelber die Hände rein hielt, für den Mitwiſſer gegolten und die Täter mit ſeinem Anſehen gedeckt. Gar nicht zu reden von dem freilich ſagenhaften Maſſenmord, mit dem ſein Vater Coſimo in der eigenen Familie gewütet haben ſollte. Von der Cappello verſah man ſich ohnehin jeder Schandtat, daß aber auch der Liebling der Florentiner, ihr „Don Ernando", der unter den mediceiſchen Großherzögen den reinſten Namen hinterlaſſen

hat, nicht vom Verdacht verſchont wurde, beweiſt nur, an was man ſich bei dieſer Familie gewöhnt hatte. — Eine andere Ueberlieferung, die aus der nächſten Umgebung des Hofes ſtammt, trägt die Farben ſogar noch düſterer auf, indem ſie den armen Ferdinand nach dem Tode des Großherzogs geradezu zum Henker ſeiner Schwägerin werden läßt.

Nachdem, ſo lautet dieſe Verſion, die Bianca ſich vom Schmerz überwältigt niedergelegt hatte, wurde ihr ein Mittel überſandt mit dem Bedeuten, es zu ihrer Stärkung einzunehmen. Da ſie ſich weigerte, erhielt der Ueberbringer den Befehl, es ihr mit Gewalt beizubringen oder ſie zu erdroſſeln. Daher jene, die den Wink verſtand, aus der Notwendigkeit eine Tugend machte und ſchnell das Fläſchlein leerte, um ungeſäumt in den ewigen Schlummer einzugehen.

Es half nichts, daß die Geſchichtsſchreibung wieder und wieder gegen dieſe Fabeln proteſtierte. Die Giftphiole hat ſich mit dem Namen Bianca Cappello unauflöslich verbunden. Ueber Poggio a Cajano ſchwebt das Bild der Giftmiſcherin in unheimlich phosphoreſzierendem Lichte, es hat die holde Nymphe Ambra mit all den anderen Erinnerungen einer edleren Zeit von dort vertrieben. Und doch beſteht nicht der geringſte Zweifel

darüber, daß Francesco de' Medici und Bianca Cappello eines natürlichen Todes geſtorben ſind; der wahre Hergang, den zahlreiche Dokumente übereinſtimmend beglaubigen, ſteht bis in die kleinſten Einzelheiten feſt.

Am Morgen des 6. Oktobers nach einer anſtrengenden Jagdpartie fühlte der Großherzog ſich mit einem Mal verſtimmt und müde. Durch fortgeſetzten übermäßigen Genuß von Schwämmen hatte er ſich eine ſchwere Indigeſtion zugezogen. Er ſchenkte der Unpäßlichkeit keine Beachtung und ſetzte ſeine Geſchäfte und aufreibenden Vergnügungen noch zwei Tage fort, ohne irgend welche Vorſicht zu beobachten. Am Abend des 8. mußte er ſich mit Fieber legen, das in den nächſten Tagen erheblich zunahm. Eine unſinnige Lebensweiſe hatte ſeit lange der Kataſtrophe vorgearbeitet. Er war gewohnt, ſehr ſcharf gewürzte Speiſen und große Mengen aufreizender Getränke zu ſich zu nehmen und die dadurch bewirkte innere Hitze durch unmäßigen Genuß von Eis und Schnee zu kühlen. Auch in der Krankheit aß und trank er durcheinander, was ihm einfiel, und wollte ſich keinen ärztlichen Verordnungen fügen. Am erſten Tag konnte ihn Bianca noch pflegen und mit der großen Macht, die ſie über ihn ausübte, ſeine Extravaganzen

im Zaume halten. Aber ſchon in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober warfen Anſtrengung und Gemütsbewegung auch ſie aufs Krankenlager. Die Malaria mochte mitwirken: Poggio a Cajano war damals noch ſtellenweiſe ſumpfig, und durch ſeine großen, erſt neuerlich angelegten Reispflanzungen hatte Francesco die Luft noch mehr verſchlechtert, denn an hygieniſche Rückſichten dachte man damals nicht. Biancas Platz am Krankenbette des Großherzogs nahm jetzt die Bentivoglio ein, aber dieſe beſaß weder die Geſchicklichkeit, noch den Einfluß der Mutter und konnte beim beſten Willen den eigenſinnigen Patienten nicht zur Vernunft bringen. In ſeinem zerrütteten Organismus nahm die Krankheit einen tumultuariſchen Verlauf, dem er ſelbſt durch verkehrtes Medizinieren und fortgeſetzte Diätfehler nachhalf. Am 18. trat noch eine vorübergehende Beſſerung ein, aber es war nur eine kurze Pauſe vor dem letzten Sturm. Dann kehrte das Fieber mit vermehrter Wut zurück, die Schmerzen verbreiteten ſich über den ganzen Körper, Traubenblätter, die er ſich zur Kühlung auf den Rücken legen ließ, dorrten ſogleich wie am Feuer, er glaubte innerlich zu verbrennen. Da fühlte Francesco, daß es mit ihm zu Ende ging. Er verlangte zu beichten, ſchickte dann nach ſeinem Bruder, über-

gab ihm die Schlüssel zur Schatzkammer und zu den Festungen und legte ihm das Geschick seiner Angehörigen — und seltsam genug, vor allem das des Don Antonio! — ans Herz. Gleich darauf begann ein schrecklicher Todeskampf, der noch volle vierzehn Stunden währte, bis Francesco de' Medici endlich am Abend des 19. Oktober, vier Stunden nach Sonnenuntergang, den Geist aufgab.

Während der Großherzog mit dem Tode rang und man sein Brüllen und Stöhnen viele Gemächer weit hörte, ging auch Bianca im Nebenzimmer rasch der Auflösung entgegen. Sie hatte sich im Anfang ihrer Krankheit mit der Hoffnung getröstet, bald ihren Platz am Krankenbette des Gatten wieder einnehmen zu können. Aber die jähe Verschlimmerung im Befinden des Großherzogs übte einen solchen Rückschlag auf ihr eigenes, daß sie sich nicht mehr erholte. Sie hatte keine Kraft mehr zuzusetzen, denn ihr Körper war ebenso wie der des Großherzogs von langer Zeit her durch Unordnungen aller Art und besonders durch die unglückselige Kurpfuscherei zerrüttet. Die Seelenpein wirkte noch zerstörender als das körperliche Leiden. Zu der Furcht, den Gatten zu verlieren, gesellte sich das Schreckbild ihrer eigenen Zukunft. Rings um sich her erblickte sie nur ver-

hohlene Feindschaft oder niedrigen Eigennutz, der schnell genug die Fahne nach dem Winde drehen würde. Unfähig, sich zu erheben und den Mann zu pflegen, an dem ihr Dasein hing, unfähig, seine letzten Handlungen und Verfügungen zu beeinflussen, sah sie in stummer Verzweiflung das künstliche Gebäude ihres Lebens zusammenbrechen. Sie konnte nicht einmal vom Bette aus einen Schritt zu Gunsten Don Antonios unternehmen, denn die Nähe des Kardinals band ihr die Hände. Heimlich wandte sie sich an den Papst als den einzigen aufrichtigen Freund, den sie hatte. Sie ließ ihm schreiben, daß, wenn dem Großherzog etwas zustoßen sollte, ihre Person in großer Gefahr sei, worauf der Papst ihr die Zusage gab, über ihre Sicherheit wachen zu wollen und, falls es not täte, sie zu sich nach Rom zu nehmen.

Am 19. wurde auch ihr Zustand hoffnungslos. Dem Mönch, der ihr die Sakramente reichte, trug sie noch weinend auf, ihrem Gatten zu sagen, daß ihre Krankheit durch die seinige verursacht worden und daß sie ihm stets eine treue und zärtlich liebende Gattin gewesen sei. Ferdinand, der sie aufs schonendste behandelte, hatte befohlen, ihr den Tod des Großherzogs zu verheimlichen; er selber besuchte sie noch in der Nacht und sprach

ihr tröſtend zu, bevor er ſich mit allem Gefolge nach Florenz begab, um dort die Regierung zu übernehmen. Aber dieſer plötzliche Aufbruch ſelbſt, die beſtürzten Geſichter ihrer Umgebung und mehr als alles die im Nebenzimmer eingetretene Stille ließen ſie ahnen, was geſchehen war. — In der Villa von Poggio a Cajano befindet ſich ein kleines Gelaß zu ebener Erde, das als „das Zimmer der Bianca Cappello“ bezeichnet wird. Dasſelbe iſt durch eine ſchöne, mit Ornamenten aus Vögeln und Laubwerk reich geſchmückte Steintreppe mit den oberen Wohnräumen verbunden. Zu dieſer Treppe ließen die Aerzte am Morgen des 20. Oktober den Leichnam Francescos herabtragen, um, unbemerkt von der Großherzogin, unten in dem kleinen Gelaß die Leichenöffnung vorzunehmen. Beim Geräuſch, das durch die Wegbringung entſtand, mußte bei Bianca der letzte Zweifel ſchwinden. Nach einem vorhandenen Bericht ſoll ſie noch einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen und zwiſchen den Zähnen gemurmelt haben: Jetzt bleibt nichts übrig, als daß auch ich mit meinem Herrn ſterbe. Um neun Uhr Morgens war ſie verſchieden. Es wird erzählt, daß Bianca oftmals in geſunden Tagen geäußert habe, zwiſchen des Großherzogs Tode und dem ihrigen dürften nur

Stunden, keine Tage vergehen. Sterbend hat ſie dieſe Worte wahr gemacht: wie ſie nur einen Tag nach ihm erkrankt war, ſo lagen auch zwiſchen ſeinem Ende und dem ihrigen nicht mehr als elf Stunden. Sie war keine vollen vierzig Jahre alt geworden.

In dem kleinen Gelaß zu ebener Erde, dem ihr Name verblieben iſt, wurde noch am ſelben Tag auch Biancas Leiche geöffnet und zwar auf Ferdinands Verfügung mit der größtmöglichen Oeffentlichkeit, in Gegenwart ihrer Tochter und ihres Schwiegerſohnes. Das unerwartet raſche Ende Biancas gab ihm dieſe Vorſichtsmaßregel ein; hatte doch der wohlwollende Sixtus ihm längſt geſagt, wenn einmal ſeine Schwägerin mit Tod abgehen ſollte, ſo dürfe er ſich auf ein häßliches Gerede gefaßt machen.

Nach dem Sektionsbefund hatte der Großherzog kaum ein geſundes inneres Organ und wäre auch ohne dieſe Indigeſtion dem Tode verfallen geweſen. Biancas Organismus war gleichfalls im übelſten Zuſtand und wies noch zudem die vorgeſchrittene Waſſerſucht auf, die ihren Leib von Zeit zu Zeit geſchwellt und dem Großherzog die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches vorgeſpiegelt hatte.

Der toten Bianca widerfuhr, was die lebende

mit all ihrem diplomatiſchen Genie nicht von ſich abzuwenden vermocht hätte. Kaum war der neue Herrſcher, der ſoeben mit freundlichen und tröſtlichen Worten ihr Sterbebett verlaſſen hatte, im Pitti eingerichtet, als er ſeine Geſinnung gegen ſie völlig änderte. Zwar wurde ihre Leiche noch mit demſelben Gepränge wie die des verſtorbenen Großherzogs nach Florenz gebracht und auf dem nämlichen Katafalk in der Kapelle von San Lorenzo aufgebahrt. Aber während dieſes vorging, trat der Umſchwung ein. Auf die Frage, ob ſie mit der Krone auszuſtellen ſei, antwortete Ferdinand unwirſch: Sie hat ſie lange genug getragen — und als man ihn um Weiſung anging, wo ſie beſtattet werden ſolle, antwortete er kurz: „Wo ihr wollt, nur nicht bei den Unſrigen."

Da beeilte man ſich, die Leiche der Cappello von dem großherzoglichen Katafalk herabzunehmen und ſie ganz in der Stille abſeits in einem Winkel des Souterrains von San Lorenzo zu begraben, wo die Stelle nicht mehr aufzufinden iſt, ſo daß das Gerücht entſtehen konnte, daß ſie ſchimpflich ins Maſſengrab geworfen worden ſei. In ſolchen Erfindungen kühlten die Florentiner ihren Haß an der Toten. Aber auch die Venezianer verleugneten die Tochter von San Marco in ihrem namenloſen Grabe, und aus Liebedienerei

gegen den neuen Souverän verboten sie der Familie, um die Verstorbene Trauer anzulegen.

Auch noch gegen ihr Andenken wütete der neue Großherzog eine Zeitlang fort, indem er ihre Wappen von den öffentlichen Gebäuden, wo sie neben denen der Medici prangten, herabnehmen und durch die Johannas von Oesterreich ersetzen ließ. Der alte Haß war wieder aufgeflammt, sobald der beredte Mund der Zauberin verstummt war und nur noch ihre Taten redeten. Aber welche waren die Taten, die so vernichtend gegen sie zeugten? Man nimmt gemeinhin an, die Höflinge und Kreaturen des verstorbenen Großherzogs hätten im Eifer, sich die Gunst des neuen Herrschers zu sichern und um ihre früheren schlechten Dienste in Vergessenheit zu bringen, alle Schuld auf die nunmehr wehrlose Frau geworfen und durch ihre von allen Seiten unterstützten Anklagen diesen Sturm entfacht. Schwerlich geschieht den Herren mit einer solchen Vermutung großes Unrecht. Indessen muß Ferdinand beim Einzug in seine Residenz doch noch einen triftigeren Grund zum Hasse gegen die Schwägerin vorgefunden haben als nur das Gerede der Hofschranzen. Es lag dort seit dem Jahre 1582 ein Testament seines Bruders, worin dieser unter dem Einfluß Biancas den Don Antonio zum Nachfolger und

Univerſalerben erklärt hatte. Das Vorhandenſein dieſes Teſtamentes, deſſen Vollſtreckung ſie ebenſowenig durchſetzen, wie ſie vom Kardinal dafür Verzeihung hoffen konnte, muß es vor allem geweſen ſein, was Biancas letzte Lebensſtunden beunruhigte. In einem öffentlichen Erlaß proteſtierte der Kardinal-Großherzog wütend gegen den verübten Betrug und nannte deſſen Urheberin die „nichtswürdige Bianca". —

Allein dieſe merkwürdige Frau erhielt auch noch im Tode den Widerſtreit zwiſchen Zu- und Abneigung wach. Es dauerte nicht lange, ſo ſchämte ſich Ferdinand ſeines Rachekriegs gegen einen Leichnam und nahm ſeine harten Maßregeln wieder zurück. Die fortgeſetzten Anſchwärzungen ihres Namens mochten auf ſein feines Gemüt die gegenteilige Wirkung geübt haben. Um ſeine Uebereilung gut zu machen, erkannte er den verſtoßenen Don Antonio wieder als ſeinen Neffen und echten Medici an. Die wunderliche Figur des Wechſelbalgs ſchwamm wie ein Stück Kork nach allen Stürmen wieder oben. Ferdinand beſtätigte ihn in ſeinen Gütern, ſicherte ihm eine fürſtliche Apanage und verſchaffte ihm ſpäter die Stelle eines Großpriors von Malta. Auch Biancas Verwandte und ihre Diener wurden reichlich bedacht und ihr Teſtament in allen Punkten ausgeführt.

Nach allen vorhandenen Zeugniſſen iſt Bianca Cappello eine machtvolle Perſönlichkeit geweſen. Ihre ausgeprägten Züge blicken uns noch aus den zahlreichen Briefen an, die ſie hinterlaſſen hat: die graziöſe Ueberlegenheit, der durchdringende Verſtand, die lächelnde Tücke. Wie ſie in voller Klarheit, weit über perſönliche Empfindungen und Empfindlichkeiten wegblickend, ihre Ziele verfolgte und behauptete, ſo ſteht ſie nicht als Heldin eines Liebesromans, ſondern als eine politiſche Figur vor der Nachwelt. Von allen Seiten gefährdet, rings umgeben von Feinden und falſchen Freunden, ohne andere Stütze als Francescos unheimlichen, ebenſo ſchwachen wie gewaltſamen Charakter, gab es für ſie nirgends Sicherheit als auf dem Throne; begreiflich, daß ſie kein Mittel ſcheute, ihn zu erſteigen. Im Fürſten liebte und hegte ſie das Werkzeug ihrer Rettung und ihres Triumphs, ſie ſuchte ſeinen Nutzen und hielt ihm Treue; dieſe Gerechtigkeit laſſen ihr auch die gehäſſigſten Zeugen widerfahren. Seinen Kindern war ſie eine wachſame und wohlgeſinnte zweite Mutter. Allein es fehlt ihrem Weſen der höhere Zug, der über die ſkrupelloſen Menſchen der vorangegangenen Periode einen ſo verſöhnenden Schimmer gießt. All ihre glänzenden Gaben dienten doch immer nur einem engen egoiſtiſchen

Zweck. Als Herrſcherin hat ſie ihrem darbenden Land nicht eine Wohltat hinterlaſſen. Die Kunſt war für ſie, wie für ihre ganze gealterte Zeit, nicht mehr der glühend geſuchte Ausdruck einer höheren Welt, ſondern ein Luxus und äußerer Schmuck des Lebens. Wie ſie ſelbſt den Idealismus mit ihren Herzensilluſionen begraben hatte, lockte ſie auch aus den anderen nur die ſchlechten und niedrigen Eigenſchaften hervor und gründete ihre Herrſchaft auf die Schwächen und Laſter ihrer Umgebung. Erſcheinungen ſolcher Art ſind die Schädlinge der Kultur, ſie verderben in weitem Umkreis alles Geſunde. Bianca Cappello hat Francescos ganze Regierungszeit mit moraliſchem Gifte durchſetzt, und wenn auch die Torte von Poggio a Cajano ins Reich der Fabel gehört, ſo läßt ſich der Volksmund doch nicht Lügen ſtrafen, der die ſchöne, ränkevolle Venezianerin mit dem Namen einer Giftmiſcherin gezeichnet hat.

MAY 5 - 1947